

Konventionen die entsprechende Konsequenz gezogen wird. Diese Konsequenz liegt ganz auf der Linie des auch sonst in der Renaissance-Linguistik Vertretenen; sie betrifft die hier bereits des öfteren angesprochene voluntaristische Sprachbetrachtung; Sprachen sind veränderlich und willkürlich, und das heißt eben auch, willentlich veränderbar; sie stehen dem bewußten Zugriff der Sprecher offen. Ihre Ausgestaltung hängt vom Willen der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft ab:

Dunque non nascono le lingue per se medesime, a guisa di alberi o di erbe, quale debole ed inferma nella sua specie, quale sana e robusta, ed atta meglio a portar la soma de' nostri umani concetti: ma ogni loro virtù nasce al mondo dal voler de' mortali.

(Speroni 1542 (1975) : 116)

Wie ein Leitmotiv zieht sich dieser Grundgedanke durch die Abhandlungen der Renaissance-Linguisten; er wird hier mit einem Schlüsselwort des italienischen Humanismus formuliert: *virtù*.

5. Grammatiken und Sprachtheorien im Frankreich der Renaissance

5.1. Du Bellays *Deffence et Illustration* (1549) - ein programmatisches Manifest *à l'italienne*

Speronis *Dialogo delle lingue* entfaltete seine Wirkung mehr noch in Frankreich als in Italien selbst, wo ja an Werken dieser Art kein Mangel bestand. Der 1542 erstmals gedruckte und danach fast jedes Jahr neuaufgelegte Dialog wurde in Paris von der Gruppe junger Dichter, die sich später *la Pléiade* nannte, bereits vor dem Erscheinen der französischen Übersetzung (1551) eifrig gelesen und ausgewertet. Das programmatische Manifest dieser Dichterguppe, Joachim Du Bellays *La deffence et illustration de la langue francoyse*, ist über weite Strecken eine mehr oder minder getreue Übersetzung der Hauptgedanken des Speroni'schen Dialogs. Da der Autor dieser Gedanken nirgends namentlich erwähnt ist, könnte man, bei Zugrundelegung der heutigen Begriffe, hier durchaus von Plagiat sprechen - ein Plagiat übrigens, das erst relativ spät entdeckt wurde, nämlich durch Pierre Villet im Jahre 1908; Henri Chamard, dem Biographen und Herausgeber von Du Bellay, waren dieses Abhängigkeitsverhältnis entgangen, und so rühmt er an diesem Traktat vor allem jene Teile als besonders originell und gelungen, die wörtlich von Speroni stammen! Bei allen kritischen Einwänden, die man aus diesem wie aus anderen Gründen gegen Du Bellays Traktat erheben kann, bleibt doch festzuhalten, daß er von grundlegender Bedeutung für die französische Geistes- und Literaturgeschichte ist. Der Einschnitt, den Du Bellays Schrift für die Herausbildung eines eigenständigen Sprachbewußtseins in Frankreich darstellt, ist für Frankreich ähnlich wichtig wie Nebrijas Grammatik in Spanien und Bombos Dialog in Italien. Beachtenswert ist hierbei auch die Chronologie dieser Werke: Du Bellays Traktat erschien über ein halbes Jahrhundert nach der Grammatik des andalusischen Humanisten und fast ein Vierteljahrhundert nach dem Dialog des Venezianers. Frankreich tritt auf der Bühne der miteinander wetteifernden romanischen Sprachen der Renaissance vergleichsweise spät auf.

Du Bellays Werk ist, im Unterschied zu seinem Vorbild, kein Dialog, vielmehr eine theoretische Abhandlung. Es fehlt hier das die einzelnen Standpunkte relativierende lebendige Gegeneinander der Meinungen. Das Werk trägt so manchmal ein etwas dogmatisches und doktrinäres Gepräge, das den italienischen Sprachdialogen im allgemeinen abgeht. Es ist in zwei Bücher gegliedert, die sich den beiden Haupt-

begriffen des Titels zuordnen lassen: *deffence und illustration*. Die „Verteidigung“ der Volkssprache ist gegen das Lateinische gerichtet, das in Frankreich zwar nicht eine so dominante Rolle gespielt hat, vor allem auch nicht in dem Maße als ein nationales Erbe angesehen wurde wie in Italien, aber doch immer noch oder schon wieder wichtig genug war, um für den Gebrauch der Volkssprache in der Literatur eine ernsthafte Bedrohung darzustellen. Auch in Frankreich bemühten sich die Humanisten ciceronianischer Prägung um die Schaffung einer neulateinischen Literatur, die den bewunderten Vorbildern der Antike nahe kommen sollte. Gegen diese Bestrebungen führte Du Bellay die Argumente Speronis in Feld, wobei er sich vor allem auf die Dialog-äußerungen von Bembo stützt, der seinem eigenen Sprachideal sicher am nächsten stand; es wird jedoch auch Peretto-Pomponazzi zitiert. Nicht berücksichtigt werden die Äußerungen des *cortigiano*, die mit ihrer Betonung der lebendigen zeitgenössischen Umgangssprache den klassizistischen Bestrebungen von Du Bellay und seinem Kreis nicht entsprachen. Die *illustration* der Volkssprache ist ihr literarischer Ausbau, ihre Veredelung durch die Wiederbelebung der dichterischen Formen und Inhalte der Antike.

Zwischen Verteidigung und Ausbau besteht eine Art dialektischer Widerspruch: die Verteidigung wendet sich vom Lateinischen ab, während sich die „Illustration“ ihm gerade zuwendet; eine erfolgreiche Verteidigung, das heißt der vollwertige Gebrauch der Volkssprache auf allen Ebenen und in allen Registern, ist nur möglich, wenn sie sich dem Einfluß des Lateinischen voll öffnet und ihre Modelle in sich integriert. Auf eine kurze Formel gebracht: die Volkssprache kann die klassische Sprache nur dann ablösen, wenn sie so wird wie diese. Diese dialektische Doppelbewegung wird in Du Bellays Traktat so deutlich wie in keinem anderen zeitgenössischen Text. Eine Stelle, an der die Bezogenheit dieser beiden Gesichtspunkte besonders klar zum Ausdruck kommt, ist die folgende:

/an einen imaginären künftigen Virgil oder Petrarca Frankreichs gerichtet: / *ne te puis mieux persuader d'y'ecrire, qu'en te montrant le moyen de l'enrichir & illustrer, qui est l'imitation des Grecz & Romains.*

(Du Bellay 1549 (1904) : 102)

In dem der Verteidigung gewidmeten ersten Buch wird Speroni besonders ausgiebig zitiert. Ein wichtiger Unterschied zu den Verhältnissen in Italien ergibt sich daraus, daß es in Frankreich keine mittel-

alterliche Tradition gab, an die man hätte anknüpfen können. Während in Italien die großen Autoren des Trecento, vor allem Petrarca und Boccaccio, längst als Klassiker inthronisiert waren und für Bembo in ähnlicher Weise Modellcharakter trugen wie die Autoren der Antike, fehlte in Frankreich ein solcher Anknüpfungspunkt. Von der altfranzösischen Literatur hatte man nur vage Vorstellungen; es gibt dort auch keine überragenden Klassiker, welche die Rolle der *tre corone* Italiens hätten übernehmen können. Außerdem muß man bedenken, daß der sprachliche Einschnitt, der das mittelalterliche Französisch von dem des 16. Jahrhunderts trennt, erheblich tiefer war als im Italienischen; auch Dante ist bis heute noch jedem Italienischsprachigen im wesentlichen verständlich, während Chrestien de Troyes bereits im 16. Jahrhundert nicht mehr lesbar war. Du Bellay argumentiert allerdings nicht linguistisch, sondern literarisch: es geht ihm nicht um die Fixierung einer bestimmten sprachlichen Norm, sondern um die Durchführung eines literarischen Programms. Welcher Art die zu verteidigende Sprache sein soll, auf welcher Dialektgrundlage sie beruhen und wie sie heißen soll, all diese in Italien so wichtigen Fragen sind für ihn kein Thema, was vor allem daran liegt, daß das Französische damals praktisch bereits so vereinheitlicht und gefestigt war, daß sich die Fragen kaum mehr stellten. In sprachtheoretischer Hinsicht wird das voluntaristische Element ganz stark herausgearbeitet, mehr noch als bei Speroni selbst: die Muttersprache sei zwar noch nicht perfekt, aber eben doch perfektibel, und es sei die moralische Pflicht der Autoren, sich an dieser ihrer Vervollkommnung aktiv zu beteiligen.

Das zweite Buch, die *illustration*, ist selbständiger als das erste; es ist auch eher poetologisch als linguistisch ausgerichtet, worauf einzugehen hier nicht der Ort ist. Behandelt werden können hier nur einige wenige eigenständige Gedanken von Du Bellay, die sich auf Sprache allgemein sowie auf das Französische beziehen.

Den in der Renaissance allgemein verbreiteten Gedanken des Eintretens für die Muttersprache akzentuiert Du Bellay so, daß er sagt, nur in der eigenen Sprache ließen sich literarische Werke von solcher Vollkommenheit schreiben, daß sie dem Autor den unvergänglichen Ruhm der Nachwelt sichern: Cicero und Virgil hätten es mit Homer und Demosthenes niemals aufnehmen können, wenn sie griechisch statt lateinisch geschrieben hätten. Ebenso haben Boccaccio und vor allem Petrarca mit den von ihnen selbst besonders hoch eingeschätzten lateinischen Werken nicht den Ruhm erlangt, den ihnen ihre volks-

sprachlichen Werke eingetragen haben; und gerade Bembo, der leidenschaftliche Ciceronianer, der dem klassischen Latein geradezu einen Kult gewidmet hat, ist dann vor allem als Verteidiger der Volkssprache berühmt geworden. Das aus der Antike in die Renaissance übernommene Streben nach Unsterblichkeit durch den Ruhm in der Nachwelt ist also laut Du Bellay von vornherein zum Scheitern verurteilt, wenn man sich der Sprachen der Antike bedient anstelle der eigenen:

maintz bons esprits de notre tens, combien qu'ilz eussent ja acquis un bruyt non vulgaire entre les Latins, se sont neantmoins convertiz à leur Langue maternelle, mesmes Italiens, qui ont beaucoup plus grande raison d'adorer la Langue Latine que nous n'avons. Je me contenteray de nommer ce docte cardinal Pierre Bembe, duquel je doute si onques homme immita plus curieusement Ciceron. ... Toutesfois par ce qu'il a escrit en Italien, tant en vers comme en prose, il a illustré & sa Langue & son nom trop plus qu'ilz n'estoient au paravant.

(Du Bellay 1549 (1904) : 189f)

Auf grammatische Einzelprobleme geht Du Bellay nur gelegentlich ein. Einmal empfiehlt er, dem Modell der klassischen Sprachen in der Syntax zu folgen und hierbei gegebenenfalls ebenso das griechische wie das lateinische Vorbild nachzuahmen, da diese Sprache dem Französischen besonders nahesteht:

je veux ... que tu t'eforces de rendre, au plus pres du naturel que tu pouras, la phrase & maniere de parler Latine, en tant que la propriété de l'une et l'autre Langue le voudra permettre. Autant te dy je de la Greque, dont les facons de parler sont fort approchantes notre vulgaire.

(Du Bellay 1549 (1904) : 160)

Er bezieht sich hierbei vor allem auf den Artikel, dessen reichlichen Gebrauch er besonders dann empfiehlt, wenn hierdurch eine Veränderung der Wortklasse bewirkt wird: in Fällen wie *d'aller/ le chanter* wird ein Verbum, in Fällen wie *le liquide des eaux/ le fraiz des ombres* ein Adjektiv zum Substantiv transformiert.

Bezüglich des Wortschatzes vertritt Du Bellay die - übrigens von Cicero übernommene - Auffassung, daß neue Gegenstände neue Bezeichnungen nötig machen, und daß man daher vor dem Gebrauch von Neologismen nicht zurückschrecken soll. Was Handwerkern und Bauern, den *gens mechaniques*, recht ist, das muß den Dichtern und Gelehrten

billig sein; das heißt, sie müssen bei Bedarf neue Wörter verwenden dürfen. Andererseits soll es auch erlaubt sein, Archaismen wiederzubeleben; auch hierin lehnt sich der Autor an antike Vorbilder an, etwa Virgil. Diese doppelte Bereicherung des Wortschatzes durch Neologismen einerseits und wiederbelebte Archaismen andererseits ist für das Programm der Pléiade und die Dichtung der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts insgesamt charakteristisch. Erst die Ausrichtung der Sprache nach einem aristokratischen Reinheitsideal im 17. Jahrhundert, gekennzeichnet durch Namen wie Malherbe und Vaugelas, wird diese Entwicklung wieder rückgängig machen. Immerhin sei angemerkt, daß auch schon Du Bellay in der Formulierung dieser Programmpunkte äußerst vorsichtig ist; der Gebrauch von Neologismen und Archaismen soll mit größter „Mäßigung“ erfolgen:

Ne crains donques, Poëte futur, d'innover quelques termes, en un long poëme principalement, avecques modestie toutesfois, analogie & jugement de l'oreille. /.../ Ne doute point que le modéré usaige de telz vocables /sc. Archaismen/ ne donne grande majesté tant au vers comme la prose.

(Du Bellay 1549 (1904) : 140/ 143)

Trotz seiner unleugbaren Schwächen und seiner vielfach nachzuweisenden Unselbständigkeit markiert dieses Jugendwerk eines großen Dichters (er war zum Zeitpunkt der Publikation gerade 27 Jahre alt) einen wichtigen Wendepunkt im französischen Sprachbewußtsein. Die mittelalterliche Blütezeit war vergangen, ohne modellhafte Werke hinterlassen zu haben, an die man hätte anknüpfen können. In dieser Phase einer grundlegenden Neuorientierung gibt Du Bellays Programmschrift die Richtung an, in die sich die Sprachentwicklung von da an bewegen wird: es ist die Ausrichtung an einem klassizistischen und elitären Ideal.

5.2. Die ersten Grammatiken des Französischen

Was Du Bellay vorgelegt hat, ist natürlich keine Grammatik des Französischen im engeren Sinn. Das Schreiben von Grammatiken setzte in Frankreich erstaunlicherweise um einiges später ein als in den übrigen romanischen Ländern. Erinnern wir uns nochmals an die Daten: die erste spanische Grammatik erschien 1492, die erste umfassende Darstellung des Italienischen 1525 und die erste des Portugiesischen 1534; alle diese Grammatiken wurden in ihrem jeweiligen Land und der jeweils behandelten Sprache publiziert. Die französische Grammatiktra-

dition entstand erst nach und nach, und sie entwickelte sich zunächst auch nicht in Frankreich und nicht in französischer Sprache. Man hat es hier zu tun mit einer dreifachen Premiere, wie Hausmann dies formuliert hat (1980 : 133). Man könnte auch sagen: erst beim dritten Anlauf war es so weit, daß eine Grammatik des Französischen auf Französisch in Frankreich erscheinen konnte. Die erste „Premiere“ ist die erste auch nach modernen Maßstäben vollständige Grammatik des Französischen überhaupt (von den rein auf praktische Bedürfnisse ausgerichteten Sprachführern des Mittelalters abgesehen, vgl. Stengel 1890); sie stammt aus der Feder eines Engländers: *Leclarissement de la langue francoyse* von Jehan Palsgrave, erschienen 1530; an diesem Werk ist nur der Titel französisch, das Buch als solches ist in englischer Sprache abgefaßt. Der zweite Anlauf ist eine Grammatik des Französischen, die in Frankreich erschienen ist, allerdings nicht in französischer Sprache, sondern auf Lateinisch: *In linguam gallicam Isagoge* von Jacques Dubois aus dem Jahre 1531. Die erste Grammatik in französischer Sprache, die in Frankreich erscheint, stammt von Louis Meigret; es ist der berühmte *Tretté de la grammere francoeze*, erschienen 1550, also über ein halbes Jahrhundert nach dem Beginn der spanischen Nationalgrammatik bei Nebrija (vgl. auch Glatigny 1987).

Daß die Grammatik des Französischen nicht in Frankreich, sondern ausgerechnet in England begonnen hat, ist eine Tatsache, die nationalstolze französische Historiker nie sonderlich begeistert hat; sie ist dennoch unleugbar. Palsgraves Werk, das in den Darstellungen der französischen Sprach- und Grammatikgeschichte bei weitem nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient, ist nicht nur bemerkenswert als erste umfassende französische Grammatik; es besticht auch durch zahlreiche herausragende inhaltliche Qualitäten. Es soll daher hier etwas ausführlicher dargestellt werden. Gehen wir zunächst auf den historischen Kontext ein, in dem das Werk entstanden ist.

5.2.1. Die Forderung nach einer Nationalgrammatik bei Tory (1529)

In den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts lag die Idee einer Nationalgrammatik für die romanischen Sprachen, und so eben auch für das Französische, gleichsam in der Luft. Insbesondere ist hier Geoffroy Tory zu nennen, Drucker des Königs und Schöpfer der Renaissance-Typographie in Frankreich, der sich in seinem 1529 erschienenen Werk *Champ fleury* leidenschaftlich für die Abfassung einer französischen Nationalgrammatik eingesetzt hat. (Von grammati-

schen Fragen ist übrigens nur im Einleitungsbrief die Rede; im Hauptteil des Werkes werden die Formen der neuentdeckten und wiederbelebten Antiqua-Schrift in kurioser Weise mit der menschlichen Anatomie in Beziehung gesetzt; vgl. Bernard 1857 sowie die Einleitung der Edition von Reichenberger/ Berchem 1973.) Seiner Auffassung nach gibt es zu viele Verderber der guten Sprache, zu viele Einflüsse, die das Französische korrumpieren; Reform und Regulierung ist unabdingbar, sonst geht die Sprache zugrunde:

O Deutz Amateurs de bonnes Lettres; Pleust a Dieu que quelque Noble cueur s'employast a mettre & ordõner par Reigle nostre Lâgage Francois; Ce seroit moyen que maints Milliers dhommes se euerturoient a souuent vser de belles & bonnes parolles; Sil ny est mys & ordonne/ on trouuera que de Cinquante Ans en Cinquante Ans La langue Francoise, pour la plus grande part, sera changee & peruertie.

(Tory 1529 (1973) : Einleitungsbrief r^o)

Auf viererlei Weise kann die Sprache verdorben und schließlich zerstört werden: durch die ungezügelte Übernahme bombastischer Latinismen (*escumeurs de latin*), durch ironische Sprachverwendung (*plaisanteurs*), durch die Verwendung des Gauner-Argots, etwa bei Villon (*jargonners*), und schließlich durch die ungebremste Lust am Erfinden immer neuer Wörter (*innovateurs et forgeurs de mots nouveaux*); im letztgenannten Fall ist Rabelais anvisiert. Tory wünscht nichts sehnlicher, als daß sich bald ein neuer Donat oder Priscian erheben möge, um die Sprache in Ordnung zu bringen:

Iaurois couleur de deplorer la sterilité de noz mains, mais iespere que au plaisir de Dieu quelque Noble Piscia/ quelque Donat, ou quelque Quintilien Francois/ naistra de Bref, sil nest desia tout edifie.

(Tory 1529 (1973) : l. c. v^o)

Man soll nicht verzagen vor der Größe der Aufgabe: alles muß einmal in Angriff genommen werden, und wenn viele Hände mithelfen, wird das Ziel der „Reinigung“ der Sprache bald erreicht sein:

Toutesfois si nostre Langue estoit deument Reiglee & Polye/ telles immundices en porroient estre deiectees. Parquoy ie vous prie donon nous tous courage les vngz aux aultres, & nous esueillon a la purifier; Toutes choses ont eu commencement. Quât lung traictera des Lettres, & laultre des Vocales, vng Tiers viendra/

*qui declarera les Dictions. & puis encores vng aultre suruiendra
qui ordõnera la belle Oraison.* (l. c.)

Das Ziel ist, modern gesprochen, eine voll ausgebaute Kultursprache, in der alles sagbar und ausdrückbar ist:

*Par ainsi on trouuera que peu a peu on passera le chemin, si bien
quon viendra aux grans Champs Poetiques et Rhetoriques plains
de belles/ bonnes/ & odoriferentes fleurs de parler & dire hon-
nestement & facilement tout ce quon voudra.* (l. c.)

Interessant ist an diesem Brief auch das Bewußtsein Torys davon, daß die Sprache sich stark im Umbruch befindet. In jener Generation vollzog sich ja ein besonders einschneidender und rascher Wandel der Sprache vom noch mittelalterlich geprägten Französisch des 15. Jahrhunderts zum Französisch der Renaissance. Über die diachronische Dimension der Sprache braucht in einer solchen historischen Situation nicht theoretisiert zu werden; man hat sie gleichsam unmittelbar vor Augen und Ohren. Jedermann sind die rapiden und dramatischen Veränderungen der Sprache gegenwärtig und bewußt. Tory führt eine ganze Anzahl von Wörtern, Wendungen und grammatischen Formen an, die in der älteren Generation teilweise noch üblich waren und zu seiner Zeit durch neue Formen ersetzt worden sind. Dieser Brief ist somit auch ein interessantes Zeugnis über das Sprachbewußtsein in Frankreich in jener Umbruchsepoche:

*Le Langage daujourdhy est change en mille facons du Langage
qui estoit il y a Cinquante Ans ou enuiron. L'author du Liure des
Eschecqz disoit en son temps Neantplus, & nous disons; Nõ plus.
Il disoit, Bien est voir. & et nous disõs Bien est vray. Tout pa-
reillement il disoit, Tenroit, Ne volt pas, & Le voyeu. et nous
disons, Tiendroit. Ne veult pas. & La vocale. Il en disoit Mille
autres que ie laisse pour breuete. On porroit trouuer Dix Milliers
de telz motz & vocables laissez & Changez/ Desquelz Cent aultres
Autheurs vsoient au temps passe.*

(Tory 1529 (1973) : r^o)

5.2.2. Die erste Premiere: Palsgraves englisches *Leclarissement* (1530)

Ganz sicher hat es nicht des Anstoßes von Geoffroy Tory bedurft, um Palsgrave zum Abfassen seiner monumentalen Grammatik zu bewegen. (Man vergleiche dazu Benoist 1877, Perrin 1972, Kibbee 1985

und 1987 sowie allgemein Lambley 1920; ich danke Douglas Kibbee, Urbana/ Illinois, für wertvolle Hinweise.) Dies wäre, wie bereits Hausmann nachgewiesen hat, allein aus chronologischen Gründen kaum plausibel, liegt doch zwischen dem Erscheinen des *Champ fleury* und der Publikation von Palsgraves über 800 Seiten starkem Werk nicht mehr als ein Jahr. Nichtsdestoweniger nimmt Palsgrave in seiner Einleitung ausdrücklich auf Tory Bezug; dieser Autor wird auch von seinem Herausgeber Coxe in dem lateinischen Proömiumsgedicht namentlich genannt:

*Campo quod toties Gefride docte
In florente tuo cupisti, habemus.
Nam sub legibus hic bene approbatis
Sermo Gallicus ecce perdocetur.
Non rem grammaticam Palæmon ante
Tractaret melius suis latinis,
Quotquot floruerantve posterorum,
Nec Græcis melius putato Gazam,
Instruxisse suos libris politis,
Seu quotquot prætio prius fuere,
Quam nunc Gallica iste noster Tradit.*

(Palsgrave 1530 (1852) : *Proömium*)

Der Stolz darüber, daß es nun gerade ein Engländer (*iste noster*) geschafft hat, der französischen Sprache Regeln zu geben, spricht aus diesen Worten ebenso wie aus den entsprechenden Bemerkungen von Palsgrave selbst:

*under the studyous tyme of your most prosperous raigne, in whiche
all ingenious exercises thus hyghly do habounde, we have here
within the lymites of your most fortunat obeysance and domynions,
done the thyng whiche by the testimony of the excellent clerke,
maister Geffray Tory de Bourges (a late writer of the frenche
nation) in his boke intituled Champ-fleury, was never yet amongst
them of that contrayes selfe hetherto so moche as ones effectually
attempted. In so moche that the sayd clerke, about the beginnyng
of his boke, spekyng of Hercules Gallicus or Francois, and shewyng
the naturall inclination that the frenche men have unto eloquence
and facundite, and howe theyr tong for the most generall is
corrupted for want of rules preceptes grammaticall, and
whisshyng that some studious clerke shulde, by mean of his
exhortation nowe take the thyng in hande, ... he hath fortun-
ed to name suche and the very same whiche my chaunce*

hath ben, for the auctorysyng and corroboratyng of my said thyrd boke with all, chefely to alledge, to folowe and to leane unto.
(Palsgrave 1530 (1852) : VII f)

Das Werk erfüllt laut Palsgrave also den von Tory erhobenen Anspruch, ohne unmittelbar eine Antwort auf die Publikation des *Champ fleury* zu sein; die Grammatik von Palsgrave ist vielmehr aus dem pädagogischen Bemühen des Autors hervorgegangen, der als Französischlehrer für Prinzessin Mary, die Schwester von König Heinrich VIII., angestellt war.

Bevor wir auf Einzelheiten eingehen, seien zunächst die herausragenden, sich auch von anderen Nationalgrammatiken jener Zeit abhebenden Besonderheiten dieses Werkes gewürdigt. Zunächst handelt es sich um eine sorgfältig angelegte, gründliche Bestandsaufnahme der französischen Sprache in der Zeit der Herrschaft von François I^{er}, also der vorhin als Umbruchszeit charakterisierten Epoche, in der sich das Renaissance-Französische herausgebildet hat. Sodann ist bemerkenswert, daß alle grammatischen Erscheinungen ausführlich und sorgfältig mit Zitaten aus guten Autoren belegt werden; die Arbeit von Palsgrave zeigt eine bemerkenswerte Belesenheit in der französischen Literatur seiner Zeit und eine methodisch exakte empirische Vorgehensweise. Des weiteren ist die Tatsache hervorzuheben, daß die Sprache nicht isoliert dargestellt wird, sondern daß stets auf das Englische als Kontrastfolie Bezug genommen wird; dies ist wohl die erste kontrastive Grammatik zweier moderner europäischer Sprachen überhaupt. Sie braucht den Vergleich mit modernen kontrastiven Grammatiken nicht zu scheuen. Außerdem wird bei Palsgrave in origineller Weise die Grammatik mit dem Wörterbuch verknüpft; die Kenntnis der grammatischen Regeln allein genügt nicht, vielmehr muß man über einen ausgebauten Wortschatz verfügen, wenn man die Sprache wirklich beherrschen will:

affyrmyng that though my labours were some thyng commodious for an introduction towardes the better attaynyng of thys langage, yet were they nat fully sufficient for any of our nation, by his owne study, to attayne the Frenche tonge by, except after their trewe pronounciation and arte Grammaticall ones knowen, we myght have plenty of frenche wordes also, to express our myndes withall.
(Palsgrave 1530 (1852) : IV f)

Die lexikalischen Teile des Werkes sind auch deshalb beachtenswert, weil sie über das bloße Auflisten von Wörtern mit ihren Bedeutungen hinausgehen und ausführliche Angaben über die Syntax der jeweiligen Verben geben (bis hin zu den jeweiligen Valenzstrukturen). Vor allem muß die (auch von Palsgrave selbst als solche gesehene) revolutionäre Neuerung in der grammatischen Beschreibung hervorgehoben werden, die darin besteht, daß zur reinen Phonetik und Morphologie noch etwas Drittes hinzukommt, nämlich die detaillierte Darstellung des **Gebrauchs** der grammatischen Kategorien also eine Art Morphosyntax nach der Formenlehre im engeren Sinn. Palsgrave berichtet, daß er bei früheren Autoren eine zweigliedrige Darstellungsweise vorgefunden habe, die zunächst von der Beschreibung der „Buchstaben“, also der Phonetik, ausgeht und sodann die „Redeteile“ mit ihren „Akzidentien“, also die Morphologie, behandelt; dieses Schema habe ihm jedoch nicht genügt. Dementsprechend folgt auf *The Fyrst Boke wherin the true sowndynge of the Frenche tonge resteth* und das titellose, der Morphologie gewidmete *Seconde Boke* ein *Thirde boke*, welches die eigentlich Besonderheit der Palsgrave'schen Grammatik ausmacht. Er schreibt hierzu:

I have nat only assayde so to mary our tonge and the french togider, that there shulde fewe wordes in comparison of bothe the tonges be wantyng, nor phrases where the tonges diffre, and have nat worde for worde be unseforthe, and by examples expressed, but farthermore, folowyng the order of Theodorus Gaza, in his grammer of the Greke tonge, I have also added unto my former labours a thirde boke, whiche is a very comment and exposytour unto my seconde. So that the accidentes, unto the partes of reason in the Frenche tong, and other preceptes grammaticall, whiche I have but brefely and in a generaltee touched in my seconde boke, and so, as unto an Introduction doth suffise, in my said thirde boke consequently and in due ordre be declared, dilated, and sette forthe at the lengthe.

(Palsgrave 1530 (1852) : V)

Palsgrave hat das hiermit selbst abgesteckte Ziel in einem für seine Zeit bemerkenswerten Maß erreicht. Das *Thirde boke* ist überaus reich an Beobachtungen zum Sprachgebrauch, der systematisch in Regeln gefaßt wird, die sich meistens kontrastiv auf das Englische beziehen. Vieles wird hier zum ersten Mal überhaupt behandelt, so zum Beispiel der Gebrauch des bestimmten und unbestimmten Artikels im Vergleich Englisch-Französisch (152f) oder der schwankende Gebrauch beim *accord des participes*, insbesondere bei nachfolgendem

Objekt, wofür Palsgrave eine ausführliche Beispielsammlung zusammengetragen hat (790f). In diesem Buch findet sich auch eine detaillierte Darstellung der französischen Wortbildung. Palsgrave hat eine klare Vorstellung von dem Nebeneinander erbwörtlicher und latinisierter Ableitungsmuster. So kann beispielsweise das Suffix *-eur* unmittelbar an den Stamm des französischen Verbs angehängt werden, den Palsgrave hier vom Imperfekt ableitet; das Wort kann aber auch eine „gelehrte Bildung“ sein, die als Ganzes aus dem Lateinischen übernommen wurde:

Of every preterimparfitens in the frenche tonge maye be fourmed a masculyne verball, by chaungynge oye into evr, as of parloye parleur, of dansoye danseur, conuertissoye conuertisseur. But as for dominateur, gubernateur, conducteur, and modera-teur, prenunciateresse and suche lyke,... they follow rather the latyn formacion than the right frenche tonge.

(Palsgrave 1530 (1852) : 189)

Bei Palsgrave findet sich auch zum ersten Mal der Versuch, die schwierige Problematik der Adjektivstellung in Regeln zu fassen. Da er vom Englischen her denkt, ist für ihn die Voranstellung des Adjektivs zunächst das natürlich Gegebene, die Nachstellung hingegen das zu Erklärende. Mit der von ihm aufgestellten Regel hat er sicher den wesentlichen Kern dieser in den romanischen Sprachen charakteristischen und für die praktische Sprachbeherrschung oft schwierigen Erscheinung getroffen, nämlich die auch von der modernen Forschung bestätigte Grundregel, daß das nachgestellte Adjektiv differenzierend wirkt, indem es aus dem Gesamtbereich der Extension des jeweiligen Substantivs eine Teilmenge gleichsam herauschneidet:

If an adjectyve be joined with a substantive, as to put a difference or to avoyde confusyon by cause there is dyverse of suche sortes as the substantyve signifyeth, than the adjectyve shall ever in the frenche tonge followe the substantyve. As if I wolde speake of the sygne of horse or suche lyke, by cause some signe may be of a black horse and some of a whyte, in suche speakyng they use to say le cheual blanc, le cheual noir; and in lyke wyse if I wolde speake of breed, for by cause there is dyversyte, for thus they saye: pain blanc, pain bis, pain tendre, pain rassis, pain bourgeois, pain de chapistre. And in al suche lyke where the adjectyve hath lyke strength and effecte.

(Palsgrave 1530 (1852) : 304)

Ein weiteres Thema der französischen Syntax, das bis dahin noch nie und auch später kaum je systematisch behandelt wurde, ist der Gebrauch des dativischen Personalpronomens bei Verben für Tätigkeiten, bei denen ganz allgemein Körperteile tangiert werden. Hierbei bildet das betreffende Körperteil das Objekt, während die Person als solche in Form des Personalpronomens erscheint. Diese Kategorie, mit Hilfe derer das persönliche Betroffensein durch eine Handlung direkt am Verb zum Ausdruck gebracht wird (semantisch vergleichbar dem altgriechischen Medium oder den georgischen Versionsvokalen), ist für die romanischen Sprachen typisch; ansatzweise ist sie auch im Deutschen vorhanden, sie fehlt jedoch ganz im Englischen. Demgemäß ist sie Palsgrave besonders aufgefallen und wird von ihm entsprechend ausführlich dargestellt:

Whan we expresse dymynisshyng or hurtyng or generally any acte to be done to any parte of a man or beestes body, in all suche sentences, they resolve the pronowne deryvatyve in to his primy-tyve, usynge the article le in the place where the pronowne deryvatyve was used in our tonge, of suche gendre and nombre as the substantyve requyreth, and, whan the acte retourneth to the doer agayne, in the sted of these pronownes „his, her“, or „their“, they use in frenche soy, whiche serveth indyfferently for bothe nombres ... EXEMPLE OF THIS RULE. ... To aswage a lytle the great burnyng of the amorous desyre whiche burneth my vaynes: pour mitiguer vng peu la grant ardeur du desir amoureux que me brusle les vaynes. His gyrdle brake: sa sainture luy rompit.

(Palsgrave 1530 (1852) : 348f)

Schließlich sei hier noch auf die Darstellung der Tempusproblematik bei Palsgrave hingewiesen. Auch in diesem Bereich tritt seine Fähigkeit zu klarsichtiger Beobachtung der sprachlichen Fakten, unmittelbar aus der Empirie heraus und ohne theoretische Vorurteile, klar zutage. Er beschreibt genau, in welchen Punkten das französische Tempusssystem mit dem englischen übereinstimmt, und erkennt klar, worin für einen englischsprachigen Lerner des Französischen die Hauptschwierigkeit liegt, nämlich bei der Unterscheidung von *imparfait* und *passé défini* (Letzteres nennt er übrigens *indiffynyte tence*, in expliziter Anlehnung an den griechischen Aorist):

In the usynge of their preterparfyte and preterplusparfyte tenses is unto us no diffycultye, for, lyke as we, in our tonge, circumlocute these two tenses with the person of „I have“ and „I had“, and our partyciples preterit, so do they in frenche cyrcumlocut

the same tenses with the persons of je ay and je auoye, and their partyciples ... But to knowe whan they use their other two preterit tenses it is unto us something more diffyculte.

(Palsgrave 1530 (1852) : 381)

Dies ist ein immerwährendes Problem beim Erlernen einer romanischen Sprache durch Sprecher germanischer Idiome, so wie ja überhaupt Probleme beim Sprachenlernen vor allem dort auftauchen, wo die zu erlernende Sprache stärker differenziert als die eigene: immer wenn man eine Unterscheidung treffen muß, an die man von Hause aus nicht gewöhnt ist, kommt man in Schwierigkeiten. Der Grundwert dieser Opposition, nämlich die Reliefbildung durch das Absetzen punktuell gesehener Vordergrundinformation von einem kontinuativ gesehenen Hintergrund, ist auch von der modernen Linguistik nicht wesentlich anders aufgefaßt worden als von Palsgrave:

Whan the frenche men write an hystory or make rehersall of any acte or mater that is passed, intendencyng to declare the cyrcumstances or maners howe the same hystorye or acte was done, they have chefely their consideracion upon the tyme whiche was present whan the same actes were in doynge. And all suche partyculer dedes as aboute that tyme were begon, and incontynently, aboute the same present tyme, ended and over passed, all suche maner of dedes expresse they by their indyfynte tence; and all suche dedes as, at the same tyme, were in doynge and had contynuaunce after the same present tyme, all suche actes expresse they by their preter imparfyte tence. So that their preter imparfyte tence serveth to expresse the chefe actes that they wyll speke of, and their indiffynte tence do declare that partyculer actes and cyrcumstances whiche overpassed in the meane whyle.

(Palsgrave 1530 (1852) : 382)

5.2.3. Die zweite Premiere: Dubois' lateinische *Isagoge* (1531)

Die erste in Frankreich entstandene Grammatik des Französischen erschien kurz nach dem monumentalen Werk von Palsgrave in der Druckerei des großen Humanisten Robert Estienne: die lateinisch redigierte „Einführung“ und „Grammatik“ von Jacques Dubois (1531). Der Autor, der sich selbst latinisierend Iacobus Sylvius Ambianus nannte, war sich der Schwierigkeiten seines Unternehmens sehr wohl bewußt; von dem Palsgrave'schen Werk schien er keine Kenntnis genommen zu haben, denn obgleich er moderne Grammatiker wie etwa Nebrija des öfteren zitiert, erscheint der Name von Palsgrave nicht.

Dubois sieht sich als der erste, der die französische Volkssprache in Regeln gefaßt hat; die hierbei vollbrachte Leistung charakterisiert er, in Anlehnung an Virgil (*Aeneis* I, 33), folgendermaßen:

tant molis erat linguæ Gallicæ rationem inuenire, & in canones conlicere.

(Dubois 1531 (1971) : Vorwort)

Als ein typischer Vertreter des humanistischen Gedankengutes ist Dubois nicht an der menschlichen Sprachfähigkeit allgemein interessiert (so wie dies die Modisten waren und die rationalistischen Grammatiker und Sprachphilosophen des 17. und 18. Jahrhunderts sein werden); was für ihn vielmehr im Vordergrund steht, das ist die Pflege, die Kultivierung der Einzelsprache. Die allgemeine Charakterisierung der Sprachfähigkeit (*langage*) als dasjenige, was den Menschen vom Tier unterscheidet, zitiert er kurz als einen Topos, aber nur, um gleich auf sein eigentliches Anliegen, die Sprachpflege, überzugehen:

Si enim homo sermone à cæteris animantibus differt, sermonis cultu homo ab homine. (l. c.)

Dieser Satz (man vergleiche die ganz ähnliche Formulierung bei Rousseau, s. u. V, 2.) resümiert mit epigrammatischer Kürze die wesentliche Zielsetzung der Sprachbetrachtung des humanistischen Zeitalters: nicht auf den - philosophisch relevanten - Unterschied von Mensch und Tier kommt es an, sondern auf die - kulturell bedeutsamen - Unterschiede zwischen den Menschen und Völkern. Und in diesem Zusammenhang kommt der lateinisch schreibende Humanist Dubois auf sein Hauptthema zu sprechen: die Muttersprache, die Sprache, in der man geboren ist. Es sei doch schändlich, gleich den unverständigen Elstern und Staren das von den Eltern Gehörte einfach immer nur nachzuplappern, ohne sich über dessen Strukturen und Gesetzmäßigkeiten auch nur im mindesten Gedanken zu machen; die Zeitgenossen sollten ihre geliebten Studien der klassischen Sprachen doch einmal für kurze Zeit unterbrechen und sich wenigstens ein paar Stündchen hintereinander um ein Bewußtsein dafür bemühen, was sie tagtäglich von sich geben, nämlich ihre eigene Alltagssprache:

non iniuria sermonem Gallicum excoler aggressus sum: vt posteris velut præluceam, ista limatius, copiosius & fælicius tractaturis: ac nostræ ætatis hominibus animos excitem, vt horis saltem succisiuis, intermissa paululum linguarum exoticarum disquisitione tam

solicita, sui sermonis rationem condiscant, ne picarum aut sturnorum more parentibus audita, sed nunquam animaduersa, nunquam perpensa, nunquam intellecta, semper effundant: quum sit fædum, hominem in ea lingua videri hospitem, in qua natus est. (l. c.)

Es geht also darum, sich des Alltäglichen bewußt zu werden; zur Verbreitung dieses Bewußtseins ist allerdings das Lateinische immer noch das geeignetste Medium, da es keine nationalen Grenzen kennt. Dubois entscheidet sich in dieser ersten Grammatik des Französischen in Frankreich bewußt für das Lateinische als Metasprache, da nur dies seinem Werk die nötige Verbreitung sichert:

Latinè autem sum rem exequetus, vti hæc Anglis, Germanis, Italis, Hispanis, ac reliquis gentibus externis linguam Latinam non omnino ignorantibus, sermonis nostri ratio communis fieret.

Wegen dieses Strebens nach Universalität beginnt die muttersprachliche Grammatikschreibung in Frankreich in der überkommenen Universalssprache, in deutlichem Gegensatz zu Spanien, Italien und Portugal.

Das Werk selbst umfaßt, wie im Titel angedeutet, zwei Teile: eine Einführung (griechisch als „Isagoge“ [ἰσαγωγὴ] bezeichnet) und die eigentliche Grammatik. Das Französische wird durchgängig in einer Art Lautschrift gebracht. Hierbei handelt es sich nicht um eine Reformorthographie wie die später von Meigret vorgeschlagene. Vielmehr macht Dubois bei allen mehrdeutigen Buchstaben die jeweilige Aussprache durch hochgestellte diakritische Zeichen eindeutig. Bei ausnahmslos jedem {c}, {g} oder {e} wird durch entsprechende Zusatzzeichen verdeutlicht, wie es zu sprechen ist. Nach wie vor wird in dieser „Lautschrift“ also nicht jeder Laut durch genau einen Buchstaben repräsentiert; wohl aber hat jeder Buchstabe eine eindeutige Lesart.

Die „Einleitung“ ist im wesentlichen eine Lautlehre, die man streckenweise fast schon als „historisch“ bezeichnen könnte. Unbeschadet der noch fehlenden Kenntnis der wirklichen historischen Beziehung zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen werden regelmäßige Korrespondenzen zwischen dem Lateinischen und den entsprechenden französischen Formen aufgestellt, wobei die Beschreibung der lautlichen Unterschiede mit dynamischen Begriffen wie *prothesis*, *apokope*, *aphaeresis* und dergleichen erfolgt. Begriffen also, die bis heute in Gebrauch sind. Zwar ist bei Dubois natürlich noch kein historisches Bewußtsein wie im 19. Jahrhundert vorhanden; den-

noch werden hier Regularitäten festgeschrieben, die man in gewissem Sinn als „Lautgesetze“ interpretieren kann. In der Vorgeschichte der Romanistik gebührt Dubois ein Ehrenplatz: er war der erste, der lautliche Äquivalenzen zwischen dem Lateinischen und einer romanischen Sprache systematisch und umfassend dargestellt hat.

Die Grammatik selbst ist nach dem Modell der lateinischen Schulgrammatik ausgerichtet. Nicht nur die Einteilung der Redeteile (acht), sondern auch deren Untergliederung im einzelnen ist ohne Eigenständigkeit von Donat und Priscian übernommen und auf das Französische übertragen worden. Dies paßt zu der anvisierten Zielgruppe; Dubois wendet sich an eine lateinisch gebildete und ausgebildete Leserschaft, für welche diese Beschreibungskategorien selbstverständlich geläufig sind:

*Partes orationis vt Latin , ita Gallic sunt octo ... Harum definitio-
nes ex Latinis cognitæ, hic percensere superuacuum putauit.*
(Dubois 1531 (1971) : 90)

Nicht ohne Interesse ist es, daß Dubois, der sich als typisch humanistischer „homo trilinguis“ bereits im Titel seines Werks nicht nur auf das Griechische und Lateinische, sondern auch auf das Hebräische beruft, zwischen dieser letztgenannten Sprache und dem Französischen etwas entdeckt, was wir heute als strukturelle oder typologische Ähnlichkeit bezeichnen würden und was er selbst als „imitatio“ bezeichnet. Das Hebräische hat das ursemitische Kasussystem, das im klassischen Arabisch noch erhalten ist, bereits zu Beginn seiner schriftlichen Überlieferung praktisch vollständig abgebaut; es steht damit innerhalb des Semitischen entwicklungsgeschichtlich auf der Stufe, die das Französische im Spätmittelalter erreicht hat. Funktional wurden die alten Kasusendungen in beiden Sprachen durch entsprechende Präpositionen ersetzt. Was soeben vom heutigen Kenntnisstand aus formuliert wurde, liest sich bei Dubois so:

*Declinatio nobis vt Hebræis (quos in hac vt in aliis quibusdam sumus imitati) est perquam facilis, si modo pro plurali addas s singulari, & articulos permoueris, certe paucissimos, & eos à pronomi-
nibus & præpositionibus corrogatos.*
(Dubois 1531 (1971) : 96)

Zuletzt sei noch darauf verwiesen, daß Dubois auch die für die romanischen Sprachen so charakteristische Zweiteilung des Pronomi-

nalparadigmas in betonte (freie) und unbetonte (klitische, verbgebundene) Formen bereits erkannt hat. Er formuliert diese Einsicht folgendermaßen:

in nominatiuo quoque respondendo & interrogando, moi, non g-è dicimus. vt roganti: quis fecit hoc? Respondes, ego, moi. & affirmanti vel roganti, tu fecisti hoc, respondes interrogando, ego? moi? vbi si addas verbum, dices g-è, non moi, ego feci, g-è l'hai faict? ego non feci, g-è nè l'hai poinct faict. similiter & de tu.

(Dubois 1531 (1971) : 107)

5.2.4. Die dritte Premiere: die französische *Gramère* des Humanisten und Orthographiereformers Meigret (1550)

Der erste Autor, der eine Grammatik des Französischen in französischer Sprache vorgelegt hat, ist Louis Meigret. Hier wird zum ersten Mal das Beschreibungsobjekt zur Metasprache gemacht. Meigret, dieser streitbare Humanist aus Lyon, dem das französische Lesepublikum eine Fülle von Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen verdankt (so unter anderem von Isokrates, Polybios und Lukian sowie von Sallust, Cicero, Plinius dem Älteren, Columella und auch von Albrecht Dürers Traktat *De symmetria*; Einzelheiten in Hausmann 1980b : 16ff), hat als erster in Frankreich mit der Tradition des Grammatikschreibens in lateinischer Sprache gebrochen. Meigret ist bis heute vor allem bekannt geblieben als Schöpfer einer reformierten Orthographie; die inhaltlichen Neuerungen seiner Grammatik sind demgegenüber oft in den Hintergrund getreten. Es ist aber evident, daß Meigrets Bedeutung über den letztlich ja doch gescheiterten Versuch einer radikalen Orthographiereform hinausgeht. Im folgenden soll versucht werden, einerseits einen kurzen Abriß der Orthographiedebatte und ihrer Bedeutung in der französischen Sprachgeschichte zu geben (vgl. auch Catach 1968), und andererseits die über die Orthographiereform hinausgehende Bedeutung Meigrets als Grammatiker und Sprachtheoretiker anhand weniger Beispiele aufzuzeigen. Gehen wir zunächst auf die Orthographiedebatte ein.

Diese Debatte, die, wie damals üblich, mit Leidenschaft und polemischem Brio geführt wurde, begann im Jahre 1542. In diesem Jahr publizierte Meigret seinen *Traité touchant le commun usage de l'écriture françoise*, in dem er die Notwendigkeit einer durchgreifenden Orthographiereform theoretisch begründete und den Weg zu ihrer Verwirklichung aufwies. Sein Grundsatz lautet: schreibe wie du sprichst!

Das heißt, die Orthographie muß der Aussprache folgen, sie muß ein Spiegelbild des gesprochenen Wortes sein. In dieser Hinsicht war die französische Orthographie um die Mitte des 16. Jahrhunderts völlig inadäquat. Laut Meigret ist sie in dreifacher Hinsicht „verderbt“ (*corrompue*), nämlich durch *diminution*, durch *superfluité* und durch *usurpation d'une lettre pour une autre*, das heißt dadurch, daß gewisse in der Aussprache gemachte Unterscheidungen in der Schrift nicht getroffen werden; dadurch, daß die Schrift Unterscheidungen macht, denen in der gesprochenen Sprache nichts entspricht; sowie schließlich dadurch, daß einzelne Buchstaben verschiedene Werte annehmen können, so zum Beispiel <c> mit dem Wert von /s/. Meigret geht sodann auf die Laute im einzelnen ein. Bei den Vokalen erkennt er richtig, daß im Französischen weitaus mehr Distinktionen gemacht werden, als es die orthographische Repräsentation von fünf (bzw. mit <y> sechs) Vokalen suggeriert. Meigret erkennt zwei Öffnungsgrade für das <o> sowie drei verschiedene Artikulationsweisen für das <e>, nämlich das offene, das geschlossene sowie das von ihm so genannte „feminine“ <e>, also das, was man heute als *e muet* oder *e instable* zu bezeichnen pflegt. Für die orthographische Repräsentation all dieser Varianten schlägt er entsprechende diakritische Zeichen vor. Bei den Vokalen geht es also in erster Linie um die Beseitigung des Mangels der *diminution* in der Schrift gegenüber der Aussprache. Bei den Konsonanten ist der wichtigste Reformpunkt hingegen die Beseitigung nicht (mehr) hörbarer Buchstaben, also die *superfluité*; Meigret zieht vehement gegen die in seiner Zeit weit verbreitete Unsitte zu Felde, das orthographische Erscheinungsbild der Wörter durch die Einfügung von Konsonanten dem Lateinischen anzunähern, etwa in Fällen wie *dict* statt *dit* (in Anlehnung an *dicit*) oder *doibvent* statt *doivent* (in Anlehnung an *debent*). Er lehnt nicht nur solche Auswüchse ab, sondern darüber hinaus das etymologische Prinzip in der Orthographie als solches. Einzige Richtschnur soll die Aussprache sein.

Die hiermit in Grundzügen entwickelte Theorie wurde in nicht mehr als zwei Publikationen konsequent in die Praxis umgesetzt: in der Übersetzung des *Philopseudes* von Lukian (1548) und eben der Grammatik von 1550. Im Vorwort zu der Übersetzung von 1548 legte Meigret nochmals im einzelnen die Gründe dar, die ihn zur Verwendung einer radikal reformierten Orthographie geführt hatten. Die Reaktionen des Publikums ließen nicht auf sich warten. An der öffentlichen Debatte um Meigrets Thesen beteiligten sich Guillaume des Autels und Jacques Peletier du Mans (vgl. die Zusammenstellung bei Haus-

mann 1980a : Xlf; zu Des Autels vgl. auch Young 1961). Des Autels vertrat hierbei einen Standpunkt, der demjenigen von Meigret diametral entgegengesetzt ist: nicht die Schrift soll der Aussprache, sondern die Aussprache der Schrift folgen; nicht „Schreib wie du sprichst!“ sondern „Sprich wie du schreibst!“ lautet die Devise. Zwar gesteht er zu, daß es theoretisch wünschenswert wäre, so zu schreiben, wie man spricht, verweist aber andererseits mit Nachdruck darauf, daß die Aussprache des Volkes schwankend und zudem „korrumpiert“ sei und daß nur der Gelehrte mit seinen Lateinkenntnissen als Garant korrekter Sprachformen angesehen werden dürfe. Was hier also vertreten wird, das ist ein elitärer, klassizistischer, am Lateinischen orientierter Standpunkt, der, so muß man sagen, sich in der französischen Sprachgeschichte letzten Endes durchgesetzt hat. Peletier du Mans vertrat demgegenüber einen gemäßigten Standpunkt; er versuchte zwischen den Extremen zu vermitteln. Einer Reform war er durchaus zugeneigt; er ging aber nicht so radikal vor wie Meigret und bemühte sich in seinen Vorschlägen, den totalen Bruch mit der Tradition zu vermeiden. Meigret polemisierte sowohl gegen Des Autels als auch gegen Peletier du Mans, und rein argumentativ ist er aus dieser Debatte zweifellos als Sieger hervorgegangen. Nichtsdestoweniger hat sich seine Reform nicht durchsetzen können. Trotz einer gewissen theoretischen Anerkennung, die sein Reformversuch etwa von Du Bellay und anderen Autoren der Epoche erfahren hat, gelang ihm der praktische Durchbruch auf breiter Front nicht. Die erwähnten Werke sind die beiden einzigen geblieben, die in der reformierten Orthographie Meigrets gedruckt worden sind. Weder hat sich ein Nachfolger gefunden, noch hat Meigret selbst andere Werke aus seiner Feder in reformierter Orthographie an den Mann bringen können. Er mußte sich anpassen und in traditioneller Orthographie publizieren, wenn er überhaupt gelesen werden wollte (weshalb denn auch erst die Transkription der Grammatik in „normale“ Orthographie durch Hausmann das Werk für das heutige Publikum lesbar gemacht hat).

Die Orthographie einer Sprache ist natürlich immer sekundär, etwas von der primären Realität der gesprochenen Sprache Abgeleitetes. Nichtsdestoweniger wäre es ein Fehler, sie als eine belanglose Äußerlichkeit zu bagatellisieren. Die Schriftform ist das wichtigste Gewand, in das die Sprache sich kleidet, und man weiß ja, daß Kleider Leute machen. Das äußere Erscheinungsbild, das einer Sprache gegeben wird, ist in viel stärkerem Maße dem Willen der Sprachbenutzer, ihrem wissentlichen Zugriff zugänglich als ihre interne Beschaffenheit.

ihr natürlicher Wuchs. Daher werden auch Identifizierungen und Identifikationskrisen in der Orthographie so unmittelbar deutlich wie kaum irgendwo sonst. Das Kleid der Schrift ist der Sprache nicht angewachsen, es wird ihr von den Sprachbenutzern sozusagen auf den Leib geschneidert. Eine gründliche Umgestaltung der französischen Orthographie wäre spätestens Mitte des 16. Jahrhunderts dringend an der Zeit gewesen; sie war eigentlich schon damals überfällig. Daß sie sich nicht hat durchsetzen können, hängt wohl in erster Linie mit der Zeitströmung des Humanismus zusammen, das heißt der Rückbesinnung auf die Muster der klassischen Antike, von der in diesem Kapitel schon so oft die Rede war. Die Wahl einer Schriftform ist ein bewußter Akt; Schrift ist ein „Kulturreich“ (ein Terminus, den ich von Hegyi 1981 : 17 übernehme, der ihn als „äußeres Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft“ versteht und auf die Rolle der arabischen Schrift im Islamischen Kulturkreis anwendet). In dieser Perspektive erscheint das Scheitern von Meigrets Reformversuch als eine in Frankreich bewußt vollzogene Abkehr von der Tendenz, das „Volkstümliche“ stärker in den Vordergrund zu stellen. Mit der französischen Orthographie wurde ein klassizistisch-elitäres Ideal festgeschrieben, dessen prägende Kraft bis heute ungebrochen ist. Indem das Lateinische als normgebende Instanz abgelöst wurde, hat man gleichzeitig die **Normativität** des lateinischen Modells als solche übernommen und auf das Französische übertragen. Die neue Norm des Französischen ist letztlich nicht weniger „artifizial“, das heißt nur durch lange Anstrengung vollkommen beherrschbar, als es zuvor die lateinische Norm gewesen war.

Gehen wir nun auf einige wenige inhaltliche Aspekte des Werkes ein. In seinem Vorwort sieht sich Meigret durchaus immer noch genötigt, explizit darauf hinzuweisen, daß nicht nur eine klassische Sprache, sondern auch eine Volkssprache wie das Französische eigene grammatische Regeln hat, nach denen sie sich richten muß, da sonst jede Verständigung zwischen den Menschen unmöglich wäre. Der Verweis darauf, daß das Französische mittlerweile zum vollwertigen Ausdruck aller Wissensgebiete und Sachzusammenhänge geeignet sei, war im Rahmen der Renaissancelinguistik fast schon ein Topos geworden. Bei Meigret nimmt dieser Topos die folgende Form an (zur Erleichterung der Lektüre zitiere ich nach der modernisierten Edition von Hausmann):

Or est-il que notre langue est aujourd'hui si enrichie par la profession et expérience des langues latine et grecque qu'il n'est point d'art ni science si difficile et subtile, ni même cette tant haute théologie (quoiqu'elle lui soit défendue, portant la peine de la coulpe d'autrui) dont elle ne puisse traiter amplement et élégamment. Parquoi il nous faut confesser qu'elle a en soi quelque ordre, par lequel nous pouvons distinguer les parties dont sont composés tous langages, et la réduire à quelques règles.

(Meigret 1550 (1980) : 1)

In der eigentlichen grammatischen Darstellung lehnt sich Meigret eng an das Vorbild des Priscian an, zumindest was die äußere Gliederung betrifft. Im einzelnen bemüht er sich jedoch, dem Französischen in seiner Eigenart gerecht zu werden. Dies wird besonders deutlich in dem Kapitel über die Verbaltempora, und hierin speziell in den Ausführungen zum zusammengesetzten Perfekt und zum Status des hierbei verwendeten Partizips. Ähnlich wie im Spanischen zur Zeit Nebrijas, wenn auch weniger konsequent, war auch im Französischen des 16. Jahrhunderts die Unveränderlichkeit des Partizips auf dem Vormarsch, hier wohl auch speziell aus lautlichen Gründen (die im Spanischen natürlich entfallen). Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Dubois erkennt Meigret die Unveränderlichkeit des Partizips voll an und stellt sie in den Mittelpunkt seiner Beschreibung des zusammengesetzten Perfekts, einer verbalen Kategorie, die im Lateinischen ja fehlt und die daher in einer französischen Grammatik besonders aufmerksam betrachtet werden muß. Die Neuheit dieser Kategorie wird von Meigret folgendermaßen dargestellt:

Mais, comme il soit quelquefois nécessaire de parler de choses passées parfaitement et sans suite, les Français ont forgé un autre prétérit parfait, par le moyen du verbe ey, as, a gouvernant l'infinitif, signifiant le temps passé du verbe actif nécessaire à la locution: comme j'ey eymé Dieu: là où eymé est l'infinitif passé du verbe actif eymér.

(Meigret 1550 (1980) : 69f)

Es fällt auf, daß Meigret das, was üblicherweise als Partizip Perfekt Passiv bezeichnet wird, mit dem Terminus *infinitif passé* benennt. Meigret begründet diese vom Üblichen abweichende Terminologie ausführlich. Er zeigt, daß dieses Partizip keinen passivischen Sinn hat und daher nicht funktionsidentisch mit dem Partizip in der Passivkonstruktion ist; hieraus zieht er die Schlußfolgerung, daß es logischerweise nicht verändert werden dürfe:

Si donc nous voulons confesser vérité, nous trouverons que ce prétérit se forme par l'infinitif prétérit et actif ... Nous userons donc de cet infinitif immuable, quelque singulier ou pluriel, masculin ou féminin qui le suive: disant j'ey eymé le' dames, j'ey écrit une lettre, j'ey vu infiniz peuples.

(Meigret 1550 (1980) : 71)

Diese Argumentation ist also vergleichbar mit derjenigen, die wir oben bei Nebrija bezüglich des *nombre participial infinito* gesehen haben; Meigret geht allerdings nicht so weit, daß er, wie Nebrija, diesem Verbalnomen den Status eines eigenständigen Redeteiles zuerkennen würde, es bleibt vielmehr in den Bereich des Verbuns integriert. Immerhin finden wir bei beiden Autoren ein gemeinsames Grundanliegen: sie bemühen sich, einer als vom Lateinischen abweichend erkannten Kategorie in der grammatischen Beschreibung gerecht zu werden. Es muß auch darauf verwiesen werden, daß die sprachlichen Verhältnisse im Französischen zu jener Zeit gerade im Fluß waren und später zugunsten der Veränderbarkeit des Partizips (und sei sie auch nur orthographisch) fixiert wurden, während das Spanische zur Zeit Nebrijas das unveränderliche Partizip bereits zur praktisch unumstößlichen Regel gemacht hatte.

Das Kapitel über die Syntax ist sehr kurz geraten; syntaktische Anmerkungen sind zwar über das ganze Werk verstreut, doch nur am Ende findet sich eine zusammenhängende Äußerung über diesen Bereich. Trotz seiner Kürze verdient jedoch gerade dieser Passus besondere Beachtung, und zwar aus zwei Gründen. - Zum einen wird bei Meigret zum ersten Mal in dieser Klarheit der Gedanke des Primats der Syntax über die anderen Bestandteile der Grammatik formuliert. Auch wenn er selbst diesen Gedanken nicht in die Praxis umgesetzt hat, so betont er doch seine theoretische Wichtigkeit: nur die Syntax erlaubt es, sinnvolle Äußerungen zu machen, sie ist die Form, die der materiellen Substanz der Wörter mit ihrer Morphologie gegeben werden muß, damit ein sinnvolles Ganzes entstehen kann. Meigret vergleicht diese Dualität mit dem Baumaterial einerseits und den ordnungschaffenden Werkzeugen des Architekten, wie Blei und Richtschnur, andererseits; erst wenn letzteres hinzukommt, kann aus Steinen und Mörtel ein Gebäude entstehen:

Il ne reste plus que la partie que les Grecs ont appelé Syntaxis et les Latins constructio, que nous pouvons appeler bâtiment ou construction ou ordonnance bonne de paroles. Car, si nous ne les

savons ordonner de sorte qu'on en puisse tirer quelque sens, nous ne serons point différents de ceux qui font provision de toutes matières nécessaires à dresser quelque gros édifice, sans tenir aucune raison de commodité ni de plomb ni de ligne: ni finalement d'aucune perspective. On dit communément que ce n'est pas tout d'avoir des biens, il faut s'en savoir aider selon que la commune nécessité de la vie le requiert. Où est l'homme qui ne semblât transporté du sens, qui mettrait la cuisine et les tables au faite d'une maison: ou bien qui mit le sable à part, la chaux d'autre, et le moellon sans aucun mortier, usant de toutes choses à rebours? Quel sens aussi tirerons-nous d'un langage, si le verbe tient le lieu d'une autre partie, et ainsi des autres, contre la commune utilité et commodité que l'usage de notre langue a introduite pour une commune intelligence?

(Meigret 1550 (1980) : 140)

-Auch wenn er selbst den hiermit erhobenen Anspruch nicht eingelöst hat, weist Meigret mit dem Postulat von der Priorität der Syntax weit in die Zukunft. - Der andere Punkt betrifft die Wortstellung. Meigret ist wohl der erste, der sich über die Verschiedenheit der Wortstellung in den klassischen Sprachen und im Französischen Gedanken gemacht hat. Er ist auch der erste, bei dem von einer „natürlichen Wortfolge“ die Rede ist, welcher das Französische getreuer folgt als das Lateinische:

Si nous considérons bien le style de la langue latine et celui de la nôtre, nous les trouverons contraires en ce que communément nous faisons la fin de clause ou d'un discours, de ce que les Latins font leur commencement; et si nous considérons bien l'ordre de nature, nous trouverons que le style français s'y range beaucoup mieux que le latin.

(Meigret 1550 (1980) : 140f)

Meigret vermeidet in diesem Zusammenhang bewußt eine negative Wertung des Lateinischen, er betont aber sehr wohl das Recht des Französischen, seiner Tendenz zur getreuen Abbildung der „natürlichen“ Wortstellung zu folgen und sich nicht in das lateinische Muster hineinpressen zu lassen:

Je ne veux pas pourtant blâmer la façon des Latins, ni qu'aucun doive sortir hors de la grâce et propriété de leur style en parlant ou écrivant latin: mais aussi ne trouvé-je pas raisonnable qu'on doive s'y asservir et laisser une beaucoup plus facile et aisée

manière de dresser le bâtiment de notre langue, suivant l'ordre que nature tient en ses œuvres et que l'usage de parler a voulu suivre.

(Meigret 1550 (1980) : 141)

Mit dem Gebrauch von Formulierungen wie *l'ordre de nature* und *l'usage* nimmt Meigret künftige Entwicklungen vorweg. Der *usage* steht bekanntlich bei Vaugelas im Vordergrund, während die „natürliche Wortfolge“ dann später das beherrschende Thema der Linguistik des 18. Jahrhunderts im Frankreich der Aufklärung sein wird. Man hat an Meigret nicht unmittelbar angeknüpft, da sein Werk, nicht zuletzt infolge der die Lektüre behindernden Reformorthographie, praktisch nicht gelesen wurde. Nichtsdestoweniger muß hervorgehoben werden, daß Meigret hier eine Problematik erkannt und benannt hat, die erst zwei Jahrhunderte später in den Mittelpunkt der linguistischen Diskussion gerückt ist, und zwar dann in der Perspektive des sprachwissenschaftlichen Universalismus.

5.2.5. Die Grammatiken von Robert Estienne und Petrus Ramus

Nach Meigret erschienen immer mehr Grammatiken des Französischen; die Beschreibung der Volkssprache in ebendieser Volkssprache war etwas Normales und Natürliches geworden. Sie hat nun nicht mehr den Charakter einer innovativen Forschungsleistung, vielmehr wiederholt sie bereits Bekanntes in übersichtlicherer und pädagogisch eingängigerer Form. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind vor allem die Grammatiken von Robert Estienne und Pierre de la Ramée.

Robert Estienne knüpft unmittelbar an seine Vorgänger an; er meint, es sei unmöglich, sich auf Grund solcher Vorarbeiten vom Französischen ein klares Bild zu machen. Meigret wirft er vor, daß seine Reformorthographie die Lektüre schwierig mache; Dubois seinerseits wird nicht etwa, weil er lateinisch schrieb, als unzugänglich bezeichnet, vielmehr tadelt es Robert Estienne, daß er in seine Beschreibung zu viele Elemente seines pikardischen Heimatdialektes aufgenommen habe:

Pourtant que plusieurs desirans auoir ample cognoissance de nostre langue Françoise, se sont plains a nous de ce qu'ils ne pouoyent aiseement saider de la Grammaire Françoise de Maistre Lois Maigret (a cause des grans changemens qu'ils y voyoyent, fort contraires a ce qu'ils en auoyent ia apprins, principalement

quant a la droicte escripture) ne de l'Introduction a la langue Francoise composee par M. Jaques Syluius medecin (pourtant que souuent il a meslé des mots de Picardie dont il estoit).

(Robert Estienne 1557 (1972) : 3)

Der Druck der Tradition, die Gewohnheit des bereits Erlernten ist so stark, daß nur die überkommene Orthographie, mit all ihren Ungereimtheiten, als „droicte escripture“ empfunden wird!

Bei Robert Estienne wird zum ersten Mal deutlich gesagt, welche Sprachform als vorbildlich gelten kann; es ist, typisch für Frankreich, weniger ein lokaler als vielmehr ein sozialer Dialekt: die Sprache des Hofes und der Staatsverwaltung. Estiennes Formulierungen lesen sich bereits wie eine Vorwegnahme der entsprechenden Bestimmung des „guten Sprachgebrauchs“ bei Vaugelas, der ja bekanntlich *la plus saine partie de la Cour* als maßgebliche Instanz für die reine französische Hochsprache angenommen hat. Der entsprechende Passus bei Robert Estienne lautet:

ce que nous auions le temps passé apprins des plus scauans en nostre langue, qui auoyent tout le temps de leur vie hanté les Cours de france, tant du roy que de son Parlement a Paris, aussi sa Chancellerie & Chambre des comptes: esquels lieux le langage sescrit & se prononce en plus grande pureté qu'en tous autres. (l. c.)

Die Grammatik selbst ist traditionell; sie lehnt sich eng an das Modell der lateinischen Schulgrammatik an und bietet kaum theoretisch innovative Elemente.

Ähnliches läßt sich auch von der Grammatik von Pierre de la Ramée sagen (vgl. Bement 1928). Formal weist sie die Besonderheit auf, daß sie in Dialogform gehalten ist; das Frage- und Antwortspiel zwischen Lehrer und Schüler hat aber lediglich didaktische und mnemotechnische Funktionen. Im übrigen verdient dieses Werk vor allem in zweierlei Hinsicht genauere Betrachtung: bezüglich der Orthographie und bezüglich der allgemeinen Zielsetzung.

Ramée hat seine Grammatik 1562 ein erstes Mal veröffentlicht; 1572 erschien eine zweite Ausgabe, die gegenüber der ersten erheblich erweitert und ergänzt ist. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Ausgabe von 1562 sich in das Gewand einer radikal reformierten Orthographie kleidet, während die Ausgabe von 1572 wieder ganz traditio-

nell daherkommt. Dies zeigt sich bereits im Titel: die *Gramere* von 1562 wird zehn Jahre später zur *Grammaire*. Ramées Reformorthographie folgt den gleichen Leitideen wie diejenige von Meigret, unterscheidet sich von ihr jedoch im Detail. Sie ist noch konsequenter als diese; so wird beispielweise grundsätzlich jedes [k] als <c>, jedes [s] als <s> geschrieben. Daß der Logiker Ramée von dieser konsequenten Schreibung abgerückt und zu der gänzlich irrationalen Tradition zurückgekehrt ist, zeigt deutlich, wie tief verwurzelt diese in Frankreich damals bereits war. Eine revolutionäre Umgestaltung der Schrift war (damals wie heute) praktisch undurchführbar, obwohl ihre Notwendigkeit von den Zeitgenossen durchaus theoretisch anerkannt wurde. Angesichts dieser Sachlage erkennt Ramée Meigrets Verdienst als Grammatiker zwar an, stellt aber 1572 dessen Scheitern als Orthographiereformer fest:

la conduite de ceste oeuvre plus haulte & plus magnifique & de plus riche & diuerse estoffe est propre a Loys Megret, combien quil nayt point persuade entierement a vng chascun ce quil pre-tendoit touchant lortographe.

(Ramée 1572 (1972) : Preface (s. p., S. 12)

Immerhin hat Ramée seine theoretische Überzeugung nicht aufgegeben, daß die traditionelle Orthographie eigentlich ein Unding sei. Wer von der lateinischen Bildung nicht verbildet ist, muß die etymologischen Fantasien der französischen Orthographie für Fantastereien halten:

les petis enfans, les femmes, les strangiers, cest a dire ceulx qui ont le simple naturel, & qui ne sont embrouilles de nos belles raisons etymologiques, apres quils ont entendu la vertu de nos lettres, ne peuuent lire nostre escripture, & sommes icy blasmes par eulx a bonne & iuste raison, principalement par les estrangiers curieux dapprendre nostre langue: & nous reprochent que les lettres sont inuentees pour signifier les parolles, mais que cest icy tout au rebours, & quil nous fault entendre les parolles signifiees pour cognoistre les signes. Par ainsi quand les lettres qui sont les signes, declareront euidamment sans ambiguïte leurs significations, alors nous serons absous de ce blâme, & nostre escripture sera aisee aux petis enfans, aux femmes, a toutes nations.

(Ramée 1572 (1972) : 52f)

Dementsprechend bringt Ramée im Hauptteil seiner Grammatik den Text in zwei Spalten, bei den Verbalparadigmen auch in zwei Seiten

nebeneinander: auf der einen Seite den Text in üblicher Orthographie, auf der anderen, kursiv gesetzt, eine Art Lautschrift desselben Textes:

cest que nos propos soient escripts vis a vis: icy en lescription Grammaire, la en la facon vulgaire: comme voyes que les imprimeurs font ordinairement es liures translates en opposant loriginal a sa translation.

(Ramée 1572 (1972) : 55f)

Auch diese Praxis hat sich nicht durchgesetzt, sie blieb vielmehr auf dieses eine Werk von Ramée beschränkt. Für die heutige Forschung stellt es, zusammen mit der Grammatik von Meigret, ein wichtiges Dokument für die Rekonstruktion der Aussprache des Französischen in jener Zeit dar.

Das Werk ist der Königin Catherine de Medicis gewidmet, die in dem langen Vorwort auch explizit als Italienerin angesprochen wird. Das Ziel des Werkes ist für eine Renaissancegrammatik typisch; keiner der in diesem Zusammenhang üblichen Topoi wird ausgelassen. Ramée, dieser Logiker und Dialektiker, tritt für die Verteidigung und den Ausbau seiner Muttersprache ein; von allgemeiner Sprachlogik ist an keiner Stelle des Werkes die Rede. Wenige Jahre vor dem Erscheinen der *Minerva* des Sanctius, mit dem von Spanien aus eine Wendung der Sprachbetrachtung hin zum Universalismus eingeleitet wurde, befindet sich Frankreich noch ganz und gar im Banne des humanistischen Partikularismus. Die Idee der „défense et illustration“ wird von Ramée so formuliert:

nous en fismes aussi quelque coup d'essay, tendants a demonstrier que nostre langue estoit capable de tout embellissement, & aornement, que les aultres langues ayent jamais eu.

(Ramée 1572 (1972) : Preface, 13)

Ramées Grammatik soll in diesem Zusammenhang nach ihrem eigenen Selbstverständnis mit dazu helfen, daß die Angehörigen anderer Nationen das Französische leichter erlernen (was an entsprechende Aussagen von Nebrija, achtzig Jahre zuvor, erinnert) und daß auf diese Weise der friedliche Wettstreit der Völker, die ihre Sprachen kultivieren und ausbauen wollen, gefördert wird:

depuis quarante ans enca, ce proces pour vrayement escripre, a esté sur le bureau; & ... maintenant de reprendre ces miennes arres anciennes cest reueiller tous nobles esprits addonnees aux lettres, & les prouoquer a penser de leur patrie, & la reputer digne de leurs veilles & estudes, & de luy communiquer liberallement le fruit de leurs labeurs, se proposant deuant les yeulx vne grace & douceur du francoys, qui inuite les estrangers a lapprendre aussi curieusement, que nous apprenons en nos escolles le Grec & Latin, se proposant aussi toutes les nations voysines, Italie, Espagne, Allemagne, que sestudient a mettre en art leur langue.

(Ramée 1572 (1972) : Preface, 14)

Das Ziel der Bemühungen um die Muttersprache in allen Ländern Westeuropas, welches das Sprachdenken der Renaissance beherrscht, könnte nicht klarer resümiert werden als mit diesen Worten.

5.3. Aspekte der Sprachtheorie in Frankreich

Nicht nur die grammatische Beschreibung des Französischen im engeren Sinne nahm ihren Aufschwung in jenen mittleren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts; wir beobachten darüber hinaus ganz allgemein eine Zunahme des Bewußtseins für sprachtheoretische Fragestellungen. Gegenstand der Reflexion ist hierbei stets das Französische, gegebenenfalls im Kontrast mit anderen Sprachen, vor allem Latein und Italienisch. Man entdeckt die Muttersprache nicht nur bezüglich ihres grammatikalischen Baus, sondern auch bezüglich der allgemeinen Fragen, die ihr Studium aufwirft. Von zwei solchen Ansätzen soll nun zunächst die Rede sein. Es geht einerseits um die Entdeckung der **diatopischen Variabilität** der französischen Volkssprache, und andererseits um ihre **diachronische Instabilität**, um ihr geschichtliches Gewordensein und ihr immer noch anhaltendes Werden. Die Entdeckung der räumlichen und zeitlichen Variationsbreite innerhalb einer historischen Einzelsprache vollzog sich in den verschiedenen romanischen Ländern etwa parallel, wenn auch mit bedeutenden Unterschieden in der absoluten Chronologie. In Frankreich wurde 1533 erstmals etwas thematisiert, was in Italien bereits im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts von Dante ausführlich dargestellt worden war, nämlich die dialektale Variabilität der romanischen Volkssprache. Frankreich stimmte mit einiger Verzögerung in das Konzert der europäischen Nationen ein, um dann allerdings recht bald und sehr dezidiert den führenden Part in diesem Konzert zu übernehmen.

5.3.1. Die Anfänge der französischen Dialektgeographie bei Charles Bovelles

Betrachten wir zunächst einen Autor, dessen Name heute nur noch wenigen Spezialisten geläufig ist: Charles de Bovelles, einen Pikarden, der durch philosophische, theologische und vor allem mathematische Schriften hervorgetreten ist. Seine Einführung in die Geometrie war ein Bestseller, wurde hier doch zum ersten Mal ein Lehrbuch dieser mathematischen Disziplin in französischer Sprache herausgegeben: zunächst unter dem Titel *L'art et science de la géométrie*, später *Géométrie pratique*, erlebte es zwischen 1511 und 1608 nicht weniger als 10 Auflagen. Wenig Breitenwirkung hatte hingegen sein in lateinischer Sprache verfaßter Traktat *Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate*, der 1533 bei Robert Estienne in einer einmalig gebliebenen Auflage herausgekommen ist. Dieses Werk besteht aus drei Teilen, von denen der erste dem gesamten Buch den Titel gegeben hat; der zweite Traktat bringt unter dem Titel *Tabulæ breves Gallicanarum vocum* den Versuch eines kurzgefaßten etymologischen Wörterbuchs des Französischen, einen Versuch, der sich von anderen dieser Art nicht sehr unterscheidet und heute von geringem Interesse ist; Entsprechendes gilt auch von der dritten Abhandlung *Liber de hallucinatione Gallicanorum nominum*, in dem französische Ortsnamen etymologisiert werden. Wir betrachten hier nur den ersten Teil.

Bovelles gehörte zu jener ersten Generation französischer Humanisten, für welche die Schlacht zugunsten der Volkssprache noch nicht entschieden war. Er selbst war eindeutig ein Vertreter der lateinischen Partei; obwohl er in seinem vorhin erwähnten Lehrbuch gezeigt hatte, daß das Französische sehr wohl zur Darstellung abstrakter wissenschaftlicher Gegenstände geeignet war, galt seine Präferenz ohne Wenn und Aber dem Lateinischen. Anders als Dante, für den die diatopische Variabilität der Volkssprache gerade das Natürliche und daher Hochzuschätzende ist, sah Bovelles in dieser Variabilität etwas grundsätzlich Negatives. Für diejenigen, die es unternehmen wollen, eine Volkssprache grammatikalisch zu regeln, hatte er nur Hohn und Verachtung übrig. Die Würde einer echten Kultursprache kommt nur dem fixierten, in Zeit und Raum unveränderlichen Latein zu. Trotz dieser negativen Grundeinstellung bleibt die Tatsache bestehen, daß es Bovelles war, der als erster die diatopische Vielfalt des französischen Sprachgebiets ausführlich beschrieben und ansatzweise systematisiert hat. In dieser Hinsicht (und natürlich nur in dieser!) nimmt er, bei allem Abstand im

geistigen Rang, innerhalb der französischen Sprachgeschichte einen Platz ein, der demjenigen Dantes in der italienischen entspricht: er ist der Entdecker der französischen Dialekte und der französischen Sprachgeographie. Allerdings sind die Schlußfolgerungen, die er aus seinen Beobachtungen zieht, denjenigen Dantes diametral entgegengesetzt: während dieser aus der Konstatierung der dialektalen Variation den Imperativ ableitet, nach dem Archetyp der Italianität zu suchen, leugnet Bovelles strikt, daß es in einer Volkssprache einen solchen Archetyp geben könne. Wie ein Leitmotiv zieht sich der Gedanke durch seine Abhandlung, daß das Französische, wie übrigens auch die germanischen Vulgärsprachen Europas, keine Regeln habe und solche auch niemals haben könne.

Wie Dante geht auch Bovelles davon aus, daß es drei „romansche“ Sprachen gebe; diese sind allerdings anders definiert. Zwischenzeitlich ist das Provenzalische, das als Dichtersprache zu Dantes Zeiten hohes Ansehen genoß, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken und erscheint nicht mehr; andererseits ist das Spanische, das Dante noch nicht gegenwärtig war, so sehr zu Macht und Ansehen gekommen, daß es als gleichwertig neben das Französische und Italienische gestellt wird (ich transkribiere die Faksimile-Ausgabe orthographisch nach modernem Usus (Auflösung von Kürzeln, Verwendung von <u> und <v>), behalte jedoch die Zeichensetzung des Originals bei):

tres in comperto est esse linguas, Romano sermoni admodum consentaneas: Italicam, Gallicam, Hispanam. Nam simile veri est, Romanos quondam orbis victores, vel adegisse in sui sermonis usum Galliam et Hispaniam.

(Bovelles 1533 (1973) : 5)

Die Verschiedenheit dieser Sprachen wird, wie üblich, historisch durch die Barbareneinfälle erklärt. Hieraus ergibt sich nicht nur die Gliederung der Romania im großen, sondern auch die dialektale Gliederung Frankreichs im Detail. Fünf Barbarenvölker haben sich in Frankreich niedergelassen: die Flamen im Norden, die Bretonen im äußersten Westen, sowie die Normannen, Franken und Burgunder in den jeweiligen Regionen von Nordfrankreich. Während die drei letztgenannten für die dialektale Verschiedenheit innerhalb des Französischen verantwortlich gemacht werden, haben die Bretonen und Flamen ihre eigene Sprache beibehalten. Dasselbe gilt übrigens auch für die „cischenanischen“ Germanen und für die „Biskayer“, das heißt die Basken.

Wir finden hier also ein weitgehend vollständiges Tableau der Sprachsituation innerhalb der Grenzen des vielsprachigen französischen Königreiches.

Ähnlich wie Dante zeigt Bovelles die sprachliche und dialektale Verschiedenheit des jeweiligen Wortes für „ja“ auf, wobei er alle Formen für „ja“, einschließlich der germanischen, auf das lateinische *ita* zurückführt. (Wie erinnerlich hatte Dante, das Vorbild Bovelles, dergleichen etymologische Spekulationen nicht angestellt!) Für Bovelles wird die Variabilität dieses Wortes *ita* zum Beweis dafür, daß die Volkssprachen zu Regel und Maß unfähig sind: nur im Lateinischen bleibt der Archetyp *ita* unverändert, während er zum Beispiel im Lothringischen zu *ay*, im Burgundischen zu *oy*, im Okzitanischen zu *oc*, im Pariserischen zu *ouy*, im Poitevinischen zu *ouan* geworden ist. Der Gedanke, daß hier teilweise verschiedene Etyma vorliegen könnten, streift Bovelles nicht einmal! Wir wollen hier aber nicht auf diesem im Rahmen seiner Zeit üblichen etymologischen Dilettantismus insistieren, sondern nur auf das Argument hinweisen, das er auf Grund dieses falschen etymologischen Ansatzes entwickelt. Wie gesagt, vertritt unser Autor dezidiert die These, daß die Volkssprachen zur Regularisierung unfähig sind. Nur das Lateinische ist der Inbegriff, die platonische „Idee“ der romanischen Sprachen und bleibt daher unveränderlich:

Latina quippe lingua, velut uniformis idea trium linguarum, Italicæ, Gallicæ, Hispanæ, cum suarum regularum iustis coerceatur habenis, obnoxia vitiis labiorum non est: ut quæ et semper et ubique, et in omni hominum labio imitationis nescia, perseverat una, illibata, incorrupta.

(Bovelles 1533 (1973) : 42)

Im Gegensatz zu dieser „unverderbten“ Sprache der Gebildeten sind die Lippen des gemeinen Volkes unfähig, sich einer allgemeinen Richtschnur zu unterwerfen. Wer es daher unternimmt, „Mitte“, „Maß“, „Idee“ oder „Regel“ einer Volkssprache festzustellen oder zu fixieren, der muß sich nach Auffassung Bovelles' vorwerfen lassen, etwas Unsinniges, weil von vornherein zum Scheitern Verurteiltes zu tun:

absit ut quis autemet nos velle ullis regulis indoctè plebis castigare labia, et a maternæ linguæ vitiis: immenso et casso labore ea cohibere. Etenim cum gens et natio quælibet ab ipso, cui

subiacet, cæli horoscopo, in suum sit prona vitium, cum distinctum aliquo pacto a vicina natione gerat labium: frustra quis tentaverit in vulgari qualibet lingua aut scrutari centrum, metrumve illius, aut indagare in ea et stabilire synceram totius uniformitatis ipsius ideam, aut exactam conflare regulam. (l. c.)

Niemand kann vernünftige Gründe dafür angeben, warum es im Hochdeutschen *wisse win* und *wasser*, im Niederdeutschen (Flämischen) hingegen *witte win* und *watre* heißt. (Man beachte, wie hier Bovelles die Ergebnisse der zweiten germanischen Lautverschiebung, die ihm von seinen Reisen her wohlvertraut waren, in seine Argumentation einbezieht!) Die Regellosigkeit macht die eigentliche Natur der Volkssprachen aus; sie sind, paradox formuliert, unabänderlich variabel. Die Antwort auf die von Dante bezüglich des Italienischen erhobene Frage fällt daher bei Bovelles grundsätzlich negativ aus: in der Beobachtung, daß der Archetyp des Französischen nirgendwo geographisch lokalisierbar ist, stimmt er noch mit Dante überein; anstatt nun aber die Folgerung daraus zu ziehen, daß man ihn eben suchen, konstruieren, durch eigene Anstrengung konstituieren müsse, streitet Bovelles ab, daß er jemals existieren könne und schlägt stattdessen das bereits vorhandene Latein als Regel und Richtschnur aller Sprachen „Galliens“ vor:

Ubinam igitur, et in qua Galli regione locabimus totius Gallici sermonis archetypum? Ubi veram illius scrutabimur ideam? Nusquam sane, nisi quis forte labia linquens vulgi, neglecto etiam quovis Galli solo, Latinam linguam in doctorum virorum ore, in suo splendore sedentem, et velut Gallici sermonis fontem inspectet: utpote a locorum, temporum, et horoscoporum casibus immunem. Et hanc ideo instituat, Gallici cuiusque sermonis ideam, quam excogitat a doctis regulæ a labiorum vitiis, violari non sinant. Imo ad custodiendam uniformitatem illius, nulla non ora severe castigant /sc. regulæ/, nullum non detergunt et expoliunt labium.

(Bovelles 1533 (1973) : 44)

Die Zeit ist über die von Bovelles zugunsten des Lateinischen vorgebrachten Argumente hinweggegangen: das Französische hat sich auf Dauer als neue Normsprache durchgesetzt; allerdings wurde der Gedanke der Normativität als solcher, der Gedanke der Unveränderlichkeit einer archetypischen Richtschnur für die neue Epoche, die nachmittelalterliche Epoche der Volkssprachen, nicht einfach beseitigt, er blieb vielmehr so verbindlich wie zuvor. Nicht mehr das Lateinische

ist nunmehr die Richtschnur, eine Richtschnur gibt es aber nach wie vor. Die Funktion des Archetyps bleibt fortbestehen, auch wenn sie nunmehr von neuen Sprachen ausgefüllt wird.

5.3.2. Die Idee der Diachronie bei Étienne Pasquier

Nicht nur die diatopische, auch die diachronische Variabilität stand in jenen Jahrzehnten im Brennpunkt der sprachtheoretischen Reflexion. Eine gedanklich besonders klare, in der bisherigen Forschung nicht beachtete Darstellung dieses Problemkreises finden wir in dem berühmten enzyklopädischen Werk *Recherches de la France* von Étienne Pasquier.

Für diesen Autor ist die dialektale Verschiedenheit von untergeordneter Bedeutung; im Zentrum des Interesses steht die diachronische Veränderlichkeit des Französischen. Er fragt sich zunächst allgemein, welches die Ursachen des Sprachwandels sind, und kommt dabei zu einer bemerkenswerten Systematisierung. Er sieht zwei Gründe, die den Wandel (*mutation*) bedingen: zum einen den natürlichen, von spezifischen historischen Faktoren unabhängigen, und daher ständig ablaufenden, internen Wandel des Sprachsystems; zum anderen die dramatische Umgestaltung von Sprachen durch externe politische Ereignisse, insbesondere durch kriegerische Eroberungen. Für die erste Art des Wandels prägt Pasquier den überaus anschaulichen und treffenden Terminus *taisible alluvion*, der als eine Art feste terminologische Prägung mehrfach verwendet wird; für die zweite Art benutzt er den in seiner Zeit oft verwendeten Begriff der *corruption*:

Or est-il qu'en la mutation des langues il y a deux propositions générales que l'on peut recueillir des événements. La première est un changement qui procède de nos esprits, comme ainsi soit que, selon la diversité des temps, les habits, les magistrats, voire les républiques prennent divers plis sous un même peuple; aussi, combien qu'en un pays il n'y ait transmigration de nouvelles peuplées, toutefois successivement, en même ordre que toute autre chose, se changent les langues par une taisible alluvion; et pour cette cause disait un ancien poète de Rome que beaucoup de paroles renaîtraient desquelles l'usage était perdu, et, au contraire, que quelques autres perdraient leur vogue, qui avaient été en crédit. Outre cette mutation qui se présente sans y penser, il s'en trouve une autre que quelques-uns appellent corruption, lorsqu'un pays tant par la force des armes subjugué, il est con-

traint, pour complaire au victorieux, d'apprendre sa langue. ... Quelquefois advient que ..., par une volontaire contrainte, nous apprenons avec les lois de notre seigneur, par un même moyen, son langage.

(Pasquier 1643 (1968) : 84)

{Das Datum 1643 bezieht sich auf die posthume Publikation, nicht auf die Abfassung dieses Teils der *Recherches*, die um 1600 erfolgt sein dürfte. - Der „römische Dichter“ ist Horaz; der paraphrasierte Absatz wurde oben in dem Kapitel über Dante zitiert (III. 1.3.2).}

Diese allgemeine Theorie des Sprachwandels wird dann von Pasquier auf die Entwicklung des Französischen angewendet. Ich möchte hierbei weniger auf Pasquiers Ideen zur gallischen Vor- und Frühgeschichte und zur lateinisch-griechisch-gallischen Sprachmischung eingehen, die recht konventionell und vom heutigen Standpunkt aus unhaltbar sind. Wichtig erscheint mir vielmehr, daß Pasquier als einer der ersten das Altfranzösische als eigenständige Sprache entdeckt und es der in seiner Zeit gebräuchlichen Sprachform explizit gegenübergestellt hat. Bei Pasquier findet sich, wohl zum ersten Mal, zumindest ansatzweise der Gedanke, daß das mittelalterliche Französisch, bezogen auf das Französisch des 16. Jahrhunderts, eine eigene Sprache ist. Der Unterschied zwischen den beiden historischen Ausprägungen des Französischen wird detailliert dargelegt, mit Beispielen vor allem aus dem Bereich des Lexikons. Pasquier vergleicht einen Passus aus der Chronik von Villehardouin mit dessen Übersetzung durch Viginelle und kommt dabei zu dem Schluß: „Ce qu'a fait Viginelle est plus une traduction qu'imitation“ (l.c. p. 106). Eine Übersetzung nimmt man normalerweise nur aus einer Fremdsprache vor; damit ist angedeutet, daß die Sprache Villehardouins im 16. Jahrhundert bereits als eine solche empfunden wurde.

Wichtig ist auch die von Pasquier erstmals so systematisch formulierte Beobachtung, daß die politischen Rahmenbedingungen für das mittelalterliche Französisch ganz andere waren als im 16. Jahrhundert und daß diese Unterschiedlichkeit des historischen Kontextes unmittelbare Auswirkungen auf die Ausgestaltung der Sprache hatte. In diesem Kontext erweist sich die Nützlichkeit des von Muljačić (1985) vorgeschlagenen Begriffspaares *Alternante* und *Variante*. Im Mittelalter, als die Rolle der supralokalen Hochsprache vom supranationalen Latein eingenommen wurde, standen die verschiedenen Ausprägungen der einzelsprachlichen Diasysteme noch mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander. Es war noch nicht so, daß eine der zahlreichen

Varietäten des Französischen (Spanischen, Italienischen etc.) eine dominante Stellung errungen und die anderen an den Rand gedrängt hätte. Muljačić spricht in diesem Zusammenhang von Alternanten. Infolge der politischen Einigung und der Zusammenfassung einzelner Regionen zu einem Nationalstaat und infolge des Verlustes der europäischen Supranationalität, die sich im Lateinischen manifestiert hatte, und ihrer Ablösung durch miteinander konkurrierende Nationalstaaten und Nationalsprachen änderte sich diese Situation grundlegend beim Übergang zur Renaissance. Die vorher gleichberechtigten Alternanten werden nun zu bloßen Varianten, das heißt zu sozial bedeutungslosen Varietäten eines Diasystems, das nun nur noch durch eine weitgehend vereinheitlichte Hochsprache repräsentiert wird. Die Alternanten werden zu Dialekten, oder genauer gesagt, zu *patois*, mit all den pejorativen Konnotationen, die mit diesem Begriff verknüpft sind. Für Pasquier liegt die politische Ursache dieser Entwicklung in Frankreich darin, daß aus *les cours* spätestens unter François I^{er} *la Cour* geworden ist:

encore que nos rois tinsent la supériorité sur tous autres princes, si est-ce que notre royaume était chantillonné en pièces; et y avait presque autant de cours que de provinces ... De là vint que ceux qui avaient quelque assurance de leurs esprits écrivaient au vulgaire de la cour de leurs maîtres, qui en picard, qui champenois, qui provençal, qui tholosan ... Aujourd'hui il nous en prend tout d'une autre sorte: car tous ces grands duchés et comtés étant unis à notre couronne, nous n'écrivons plus qu'en un langage, qui est celui de la cour du roi, que nous appelons langage français.

(Pasquier 1643 (1968) : 103f)

Welche Schlußfolgerungen zieht Pasquier aus all diesen theoretischen Überlegungen und konkreten Beobachtungen? Er stellt sich zunächst die Frage, die alle Sprachtheoretiker im Zeitalter des Humanismus umgetrieben hat: wenn Sprache so veränderlich, so variabel ist, wie kann man ihr Dauer und Festigkeit verleihen? Wie kann man mit seinen Werken Unsterblichkeit erlangen, wenn schon nach zwei bis drei Generationen das Geschriebene unverständlich wird? Muß man sich mit der Feststellung des *πάντα φεῖ* wirklich resignierend zufrieden geben? In den Worten von Pasquier, der mit seinem Bild vom Fluß sowohl auf Heraklit als auch auf seine eigene Metapher von der *taisible alluvion* anspielt:

De ma part, je ne doute point que Hugues de Bercy, Huon de Méry ... et tous nos vieux poètes n'eussent jamais mis la main à la plume s'ils n'eussent estimé rendre leurs œuvres immortelles: lesquelles néanmoins ont été ensevelies dans les ans par le changement du langage, ne restant plus de tous leurs écrits qu'une carcasse. ... Quoi donc? dirons-nous que les langages ressemblent aux rivières, lesquelles demeurant toujours en essence, toutefois il y a un continuel changement des ondes; aussi nos langues vulgaires demeurant en leur général, il y ait changement continu de paroles particulières qui ne reviennent plus en usage?

(Pasquier 1643 (1968) : 112)

Die Antwort ist klar: Ewigkeitswert bekommt eine Sprache in dem Augenblick, in dem sie von bedeutenden Autoren „illustriert“ wird. Wenn die modernen Sprachen ebenso normativ werden, wie es die klassischen gewesen sind, gewinnen auch sie den Rang von modellhaften Idiomen, welche fähig sind, die Zeiten zu überdauern:

Je crois que l'abondance des bons auteurs qui se trouvent en un siècle autorise la langue de leur temps par-dessus les autres; on a recours à leurs conceptions originaires qu'il faut puiser d'eux. ... s'il y a rien qui perpétue la langue vulgaire qui est aujourd'hui entre nous, ce seront les braves poètes qui ont eu vogue de notre temps; car pour bien dire, je ne pense point que Rome ait jamais produit un plus grand poète que Ronsard, lequel fut suivi de quelques autres fort à propos. Notre parler de l'un à l'autre prendra diverses habitudes; mais ceux qui voudront écrire seront bien aises de se proposer un si grand personnage pour miroir.

(Pasquier 1643 (1968) : 113)

6. Der Wettstreit der romanischen Volkssprachen

Kehren wir nun zum Abschluß dieses Teils unserer Darstellung nochmals zu der Rahmenproblematik der „Verteidigung und Auszeichnung“ der Muttersprache zurück, die für die ganze Epoche eine Leitfunktion hat. In einer ersten Phase bedeutete Verteidigung ausschließlich den Anspruch der Volkssprachen auf Verwendung in jenen „höheren“ Bereichen, die bis dahin den klassischen Sprachen vorbehalten gewesen waren; es ging also zunächst um die Verteidigung der romanischen Sprachen gegenüber dem Lateinischen. Nun hatte, wie immer wieder betont, die Aufgabe und Ablösung des Lateinischen das Zerbrechen der supranationalen europäischen Einheit auch im Sprachlichen zur Folge. Gegen das Lateinische verteidigte sich nicht eine einzelne, sondern eine ganze Reihe von Volkssprachen. Dies führte zwangsläufig dazu, daß in einer zweiten Phase, nach dem weitgehenden Erfolg der Zurückdrängung des Lateinischen, die einzelnen Volkssprachen untereinander in Konflikt gerieten, daß sie sich gegeneinander verteidigen und miteinander wetteifern mußten. Die Konkurrenz von Latein und Volkssprachen wurde durch die Konkurrenz der Volkssprachen untereinander abgelöst.

In diesem Zusammenhang sollen hier zwei Beispiele behandelt werden: die in Frankreich geführte Auseinandersetzung des Französischen mit dem Italienischen; und der Versuch der Emanzipation einer romanischen Randsprache, nämlich des Sardischen.

6.1. Das Französische in der Auseinandersetzung mit dem Italienischen bei Henri Estienne

Spätestens seit der Invasion Italiens durch Karl VIII. in den Jahren 1494/1495 drang ein immer breiter werdender Strom verschiedenster Einflüsse von Italien nach Frankreich ein. Die französische Renaissance ist ohne das Vorbild der italienischen nicht vorstellbar. Italienisches wurde auf allen Gebieten tonangebend, von der Mode bis zur Musik, von der Architektur bis zur Sprache. Wir haben oben gesehen, wie wichtig das Gedankengut der italienischen Humanisten für die Dichter der französischen Pléiade gewesen ist: ganze Passagen von Du Bellays Programmschrift sind wörtlich von Sperone Speroni übernommen. Die Erneuerer der französischen Sprache und Literatur des 16. Jahrhunderts blickten voller Bewunderung auf das italienische Vorbild. Der Einfluß manifestierte sich literarisch beispielsweise in der Über-

nahme metrischer Formen sowie bestimmter stilistischer und inhaltlicher Ideale. In sprachlicher Hinsicht zeigte er sich in der enormen Zunahme von Italianismen, die das Französische dieser Jahrzehnte zu verzeichnen hat. In dieser Situation sahen sich die französischen Humanisten in zunehmendem Maße genötigt, ihre eigene Sprache nicht mehr gegen das Lateinische, sondern gegen das Italienische zu verteidigen. Besonders kennzeichnend sind in diesem Zusammenhang zwei Werke von Henri Estienne, des großen Gräzisten und Autors des *Thesaurus Graecae Linguae*.

Henri Estienne ist in seiner Jugend drei Jahre lang durch Italien gereist. Er beherrschte das Italienische nicht nur als Literaturidiom; er war auch in der gesprochenen Sprache so akzentfrei sattelfest, daß man ihn für einen Italiener hat halten können, eine Fähigkeit, die ihm einmal einen Prozeß als Spion erspart und damit vermutlich das Leben gerettet hat. (Diese Anekdote hat er selbst so resümiert: *Je sçavoir parler aussi nayvement que si j'eusse esté du pays, fut ce qui me sauva la vie à Naples* (Estienne 1579 (1896) : 32).) Bei aller Hochachtung für die italienische Zivilisation war er von der Überlegenheit Frankreichs und des Französischen tief durchdrungen. 1578 publizierte er ein Werk mit dem Titel *Deux dialogues du nouveau langage françois italianizé et autrement desguizé*, in dem er gegen die übermäßige Italianisierung des Französischen, und insbesondere der höfischen Sprache, vehement zu Felde zieht. Er verwendet für seine Attacke gegen den überhand nehmenden italienischen Einfluß also genau jene aus der Antike stammende literarische Form, die von den italienischen Humanisten wiederbelebt und zu neuer Blüte geführt worden war: den Dialog. Diese Gespräche vermitteln einen lebendigen Eindruck von der höfischen Sprache und ihren wechselnden Moden im Frankreich der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Aus der Perspektive der allgemeinen Sprachtheorie sind diese Dialoge von Interesse als der zum ersten Mal in dieser Ausführlichkeit unternommene Versuch, die lexikalischen Lehnbeziehungen zwischen zwei Sprachen umfassend darzustellen. Estienne fügt seine Beobachtungen impressionistisch aneinander. Er entwickelt zwar nicht explizit ein begriffliches System, mit Hilfe dessen verschiedene Arten von Entlehnungen klassifiziert werden könnten; implizit ist eine solche Systematik jedoch durchaus vorhanden. Estienne unterscheidet verschiedene Grade der Integration des entlehnten Wortes in die entlehrende Sprache; er differenziert verschiedene Arten von semantischem Wandel und kennt auch sehr gut das Problem der „faux amis“, das er mit einer Reihe von Beispielen

len illustriert (z. B. *forestier* und *forastero* (Estienne 1578 (1980) : 90)). Aus der Fülle der Detailbeobachtungen könnte man durchaus die Skizze einer Systematik der zwischen zwei Sprachen möglichen Lehnbeziehungen herausarbeiten.

Geht es in diesem in Genf entstandenen Dialogwerk um die Reinigung des Französischen von den zahllosen Italianismen, die als Folge einer höfischen Mode in die Sprache eingedrungen waren, so setzt sich die 1579 auf Veranlassung von Henri III. entstandene Schrift *Project du livre intitulé De la precellence du langage François* ein anderes Ziel. Sie will die Überlegenheit des Französischen über das Italienische beweisen. „Verteidigung“ besteht hier also nicht in bloßer Abgrenzung gegenüber dem Fremden, sondern darin, daß die Herausforderung zum Wettstreit zwischen den Volkssprachen angenommen wird.

Von der absolut aufgefaßten *excellence* einer Sprache unterscheidet sich ihre *precellence* (das Wort wird unter anderem auch von Montaigne benutzt) durch ihren relativen Charakter. Es ist die relative Überlegenheit einer Sprache über eine oder mehrere andere. Für Henri Estienne ist die Rangfolge der Sprachen klar: an erster Stelle steht für ihn, wie auch für andere Humanisten, eindeutig das Griechische; an zweiter Stelle sieht er das Französische, das dem Griechischen näher steht als irgendeine andere moderne Sprache und das daher unter diesen den ersten Rang einnimmt (die angebliche Nähe des Französischen zum Griechischen hatte Estienne in seiner Abhandlung *Conformité du langage françois avec le grec* bereits 1550 dargestellt):

ayant tenu pour confessé que la langue Grecque est la plus gentile et de meilleure grace qu'aucune autre, et puis ayant montré que le langage François ensuit les jolies, gentiles et gaillards façons Grecques de plus pres qu'aucun autre: il me sembloit que je pouvois faire seurement ma conclusion, qu'il meritoit de tenir le second lieu entres tous les langages qui ont jamais esté, et le premier entre ceux qui sont aujourd'huy.

(Estienne 1579 (1896) : 34)

Unter den modernen Sprachen ist das Italienische die einzige, die mit dem Französischen ernsthaft rivalisieren könnte. Das Spanische zählt nicht; für Estienne ist es eine ausgemachte Sache, daß das Italienische dem Spanischen weit überlegen ist und daß daher der Beweis der Überlegenheit des Französischen gegenüber dem Italienischen notwen-

dig den Beweis der Überlegenheit des Französischen gegenüber dem Spanischen impliziert:

quand j'auray montré que nostre langue surmonte l'Italienne, à laquelle toutesfois doit ceder l'Espagnole, il s'ensuyvra que si la nostre precelle l'Italienne, ce titre de precellence luy est deu encore plus pardessus l'Espagnole.

(Estienne 1579 (1896) : 30)

„Précellence“ bedeutet also, daß im Wettkampf der modernen Nationalsprachen dem Französischen der erste Rang zuerkannt wird.

Der Hauptteil des Buches ist der Beweisführung gewidmet, daß das Französische bezüglich einer Reihe von Parametern dem Italienischen überlegen sei, die auf die traditionellen antiken *topoi* zurückgehen. Hierzu gehören die *gravitas*, die *iucunditas*, die *gratia* und die *abundantia* (bei Estienne: *Lequel des deux est le plus grave, Lequel est le plus gentil et de meilleure grace, Lequel est le plus riche*, l.c. p. 37). Seine Methode besteht darin, daß er literarische Texte, insbesondere Übersetzungen, miteinander vergleicht und dabei stets, wie nicht anders zu erwarten, zu der Schlußfolgerung kommt, das Französische sei bezüglich all dieser Punkte die überlegene Sprache. In diesen Passagen des Werkes findet sich manche subtile Beobachtung, insgesamt macht jedoch die Voreingenommenheit des Autors, für den das Ergebnis ja von vornherein feststeht, die Lektüre für den heutigen Leser eher penibel. Interessant ist jedoch, wie Estienne die beiden Sprachen bezüglich ihres Normiertheitsgrades beurteilt. Ein wesentlicher Einwand, den er gegen das Italienische erhebt, läßt sich so resümieren: diese Sprache ist nicht gefestigt, sie kennt noch keine eindeutige Norm und es herrscht immer noch eine große „Unsicherheit“. Estienne muß zwar zugeben, daß es im Französischen einen Streit über die richtige Orthographie gibt; doch ist dies für ihn ein eher äußerlicher Aspekt; im Italienischen geht es hingegen um etwas weit- aus Schwierigeres und Grundlegenderes, nämlich um die akzeptierte Form der Hochsprache überhaupt, besonders in lexikalischer Hinsicht:

nous avons un langage qui n'est point subject à tels changements qu'on voit avenir au leur, et à une telle incertitude. Car ils ne sont pas en debat touchant l'orthographie seulement (lequel ils nous pourroyent aussi objecter, encore qu'aujourd'huy il ne soit pas tant eschauffé) mais touchant plusieurs vocables, que les uns disent estre de mise, les autres ne les veulent non plus recevoir

que fausse monnoye: voire se gardent d'en user ... comme si c'estoyent des paroles propres pour invoquer les diables.

(Estienne 1579 (1896) : 18f)

Das Grundproblem ist die Form der Hochsprache, also das, was man in Italien als *questione della lingua* bezeichnet. Estienne mokiert sich darüber, daß die italienische Hochsprache gar nicht wirklich existiert, sondern lediglich eine Art platonische Idee darstellt. Die Argumentation Dantes wird hier also zum Gegenstand des Spotts. Mit einer gewissen Berechtigung kann Estienne darauf verweisen, daß diese Frage in Frankreich nie solche Proportionen angenommen hat und es keinen so tiefgreifenden Streit über die richtige Sprachform gab wie in Italien:

le vray et nayf langage Italien n'est plus qu'une idee Platonique ... Ils ne peuvent pas objecter le mesme à nostre langage, car jamais il n'a fallu que les plus grands personnages de nostre France ayent mis la main à la plume pour nous apprendre à parler François. Et quand ils l'eussent mise, prenans ceste pene de gayeté de cueur, et pour leur plaisir ... il ne leur fust pas advenu, comme à tant d'Italiens qui ont escrit de leur langue, de se contrarier tellement que les lecteurs s'en fussent retournés plus incertains que paravant.

(Estienne 1579 (1896) : 20f)

Die stärkere Normiertheit, oder negativ formuliert, der geringere Reichtum an interner Variation, wird hier also von Estienne zum Argument für die Überlegenheit des Französischen gemacht. Hierin prägt sich ein Unterschied der Ideologien aus, der für Frankreich und Italien generell charakteristisch ist: dem politisch zerrissenen, dezentral organisierten, aus der inneren Vielgestaltigkeit seine Kraft schöpfenden Italien steht das in zunehmendem Maß zentralisierte und vereinheitlichte Frankreich als das Urbild des neuzeitlichen Nationalstaats gegenüber. Die Einstellung zur Sprache ist ein Spiegel der politischen Verhältnisse.

6.2. Der Versuch der Emanzipation einer romanischen Randsprache: Girolamo Araolla und das Sardische

Die Wellen des volkssprachlichen Humanismus mit seinem Bestreben nach Verteidigung und Ausbau der Muttersprache erreichten auch entlegene Randgebiete der Romania. Der Wetteifer der Volkssprachen

blieb nicht auf die großen Kulturidiome Italienisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch beschränkt, vielmehr erfaßte er auch, zumindest vereinzelt, randständige Sprachen. Allerdings war den Bemühungen um die Verteidigung solcher Sprachen im 16. Jahrhundert im allgemeinen kein großer Erfolg beschieden, sie wurden vielmehr gerade in jenen Jahren durch die neu erstarkten Nationalsprachen an den Rand gedrängt und sanken zur Bedeutungslosigkeit herab. Dies gilt besonders von einer Reihe romanischer Idiome, die im Mittelalter in hoher Blüte gestanden hatten: vom Okzitanischen (Provenzalischen), Katalanischen und Galizischen. Ein folgenreiches und breit gestreutes Erwachen des Nationalismus kleiner Ethnien und Sprachgemeinschaften ist dann erst im 19. Jahrhundert erfolgt, als im Zeichen des neuen, des zweiten Partikularismus in der Sprachauffassung eine Renaissance (katalanisch *renaixença*, galizisch *rexurdimento*) der alten Kultursprachen einsetzte, die noch in unser Jahrhundert hereinreicht.

Im hier verfolgten Zusammenhang soll nun beispielhaft auf den Fall des Sardischen eingegangen werden, der sicher anders gelagert ist als der des Okzitanischen, Katalanischen und Galizischen, der aber für die Verhältnisse im 16. Jahrhundert und insbesondere für den Gedanken der „deffence et illustration“ durchaus charakteristisch ist. Da die historischen Zusammenhänge, in denen die sardische Sprachgeschichte zu sehen ist, kaum allgemein geläufig sein dürften, werden sie hier in Grundzügen skizziert.

Im frühen Mittelalter war Sardinien lange Zeit faktisch unabhängig von äußeren Mächten. Es wurde von einer Reihe sogenannter Judikate regiert, die allenfalls noch nominell, aber nicht mehr *de facto* dem byzantinischen Kaiser unterstanden. In dieser Situation hatte das Sardische als Sprache der öffentlichen Verwaltung einen festen Platz, da es praktisch konkurrenzlos war. Die lateinische Bildung war sehr gering entwickelt, und so bediente man sich im öffentlichen Leben der schriftlich fixierten Volkssprache. Ein bekanntes Beispiel sind die Statuten der Kommune von Sassari aus dem Jahre 1316, die in Altlogudoresisch redigiert sind. Die Situation änderte sich, als 1326 die Krone von Aragón die Herrschaft über die Insel eroberte. In den vier Jahrhunderten bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (Sardinien kam 1713 im Frieden von Utrecht an das Haus Savoyen) stand die Insel unter iberischer Herrschaft, zunächst als Bestandteil des Königreichs von Aragón und später als spanisches Vizekönigreich. Dementsprechend wurde das Sardische aus seiner Rolle als offizielle Sprache verdrängt, zunächst

durch das Katalanische und später durch das Spanische. Wir haben hier also den typischen Fall vor uns, daß eine im Mittelalter schriftlich gebrauchte, unabhängige Sprache ihre öffentlichen sozialen Funktionen verliert und auf den Status eines nur noch umgangssprachlich verwendeten „Dialekts“ herabsinkt. Die Schicksale des Galizischen, des Katalanischen und des Okzitanischen sind in diesem Punkte durchaus vergleichbar. Im 16. Jahrhundert beginnt die moderne europäische Nationalstaatlichkeit. Innerhalb dieses politischen Rahmens ist für kleinere Sprachen kein Platz mehr vorgesehen; sie werden minorisiert und marginalisiert.

Es ist nun bemerkenswert, daß in Sardinien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine gewisse Gegenbewegung zu dieser Entwicklung einsetzt: das Sardische sollte zu einer Schrift- und Literatursprache im vollen Wortsinn gemacht werden. Diese Bewegung hängt mit einem allgemeinen geistigen Aufschwung in Sardinien in jener Zeit zusammen: zahlreiche Sarden studierten an den Universitäten von Bologna und Pisa oder von Zaragoza, Madrid und Salamanca; 1562 öffnete in Sassari ein „studio generale“ seine Tore, dem Philipp IV. 1632 der Status einer Universität zuerkannte; 1616 wurde in Sassari die erste Druckerei eröffnet; 1623 kam es zur Gründung der Universität von Cagliari.

In diesem geistigen Klima wirkte Girolamo Araolla, der allgemein als Begründer und Klassiker der sardischen Dichtung angesehen wird. Araolla hat vermutlich in Bologna studiert, wo er mit der Kultur der italienischen Renaissance in Berührung kam. Er war dann einige Jahre Bürgermeister seiner Heimatstadt Sassari, ehe er 1569 als Kanonikus in das Domkapitel von Bosa berufen wurde, mit einer Pfründe in Pozzomaggiore. In der Beschaulichkeit des geistlichen Amtes in diesem abgelegenen Ort verfaßte er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens seine beiden poetischen Hauptwerke: das 1582 publizierte epische Gedicht *Sa vida, su martiriu et morte d'essos gloriosos Martires Gaviu, Brothu et Gianuari*, das von den drei sardischen Nationalheiligen handelt und schon vorher von Antonio Cano behandelt worden war (Cano, Erzbischof von Sassari seit 1448, hat sein Epos 1463 verfaßt, der Erstdruck stammt aus dem Jahre 1557; vgl. Cano 1463 (1976) : 11ff); und eine Sammlung geistlicher Gedichte (*Rimas spirituales*), die im Jahre 1597 erschienen ist.

Es war das erklärte Ziel Araollas, in dem Konzert der europäischen Renaissancekulturen die sardische Stimme zu Gehör zu bringen. Er wollte seine Muttersprache „bereichern und ausbauen“ und sie mit den bewunderten Vorbildern Italienisch und Spanisch wetteifern lassen. Es muß hervorgehoben werden, daß es in Sardinien nicht zur unmittelbaren Konfrontation mit der klassischen griechischen und lateinischen Antike gekommen ist. Der Humanismus schöpfte hier nicht aus den primären Quellen, die in Italien wiederentdeckt worden waren und dann auch in Spanien, Frankreich und den übrigen westeuropäischen Ländern direkt studiert und rezipiert worden sind. In Sardinien, dieser weitab von den Zentren der europäischen Kultur gelegenen, wirtschaftlich und politisch rückständigen Insel, hat es keinen klassischen Humanismus im eigentlichen Sinn gegeben, die Einflüsse vom Festland kamen vielmehr von den zeitgenössischen italienischen und spanischen Autoren: nicht Homer, Virgil oder Horaz waren die Vorbilder, denen man nacheiferte, sondern Torquato Tasso und Garcilaso de la Vega. Die Bewegung zur Verteidigung und Illustration der Muttersprache erscheint hier also von vornherein als etwas Vermitteltes, sekundär Abgeleitetes. Dementsprechend gering ist auch ihre Durchschlagskraft geblieben. Es hat sich in Sardinien keine Literatur entfaltet, die sich mit der spanischen oder italienischen auch nur annähernd qualitativ vergleichen ließe. Immerhin gab es in der Nachfolge von Araolla eine Reihe von Dichtern, die, wenn sie auch nicht zur ersten Kategorie gehören, es doch verdienen würden, von einem breiteren Publikum in Europa zur Kenntnis genommen zu werden. Die sardische Literatur ist von allen romanischsprachigen Literaturen bis heute eine der am wenigsten bekannten geblieben.

Araolla formulierte seine theoretische Position und sein sprach- und kulturpolitisches Anliegen in der Vorrede zu seinem vorhin erwähnten *Gavino* von 1582 (kritisch ediert von Max Leopold Wagner im Anhang seiner Ausgabe der *Rimas spirituales*, Araolla 1582 (1915) : 76f; dort finden sich alle folgenden Zitate). Dieser Text ist ein typisches Renaissance-Manifest in der Tradition der italienischen Sprachendialoge oder von Du Bellays *Deffense et illustration*. Da er ein interessantes Zeugnis dafür darstellt, wie sich die Bewegung des volkssprachlichen Humanismus auf dieser geographisch nahen und doch so fernen und unbekanntem Insel ausgewirkt hat, sei er an dieser Stelle *in extenso* zitiert.

Araolla geht zunächst auf sein Ziel ein: er will die „natürliche“ Sprache, das heißt in Anlehnung an Dante die Muttersprache, groß und reich machen. Auch wenn Sprachen bereits einen gewissen Entwicklungsstand erreicht haben, kann man immer noch mehr tun, indem man etwa Elemente der klassischen Sprachen in sie integriert, so wie dies die spanische und die italienische Literatursprache demonstriert haben:

Semper happisi desiggiu, Illustrissimu Signore, de magnificare, & arricchire sa limba nostra Sarda; dessa matessi manera qui sa naturale insoro tottu sas naciones dessu mundu hant magnificadu & arricchidu; comente est de vider per isos curiosos de cuddas. Et si benes d'issas matessi riccas & abundantes fuint algunas, non pero hant lassadu de arricchirelas & magnificarelas pius cun vocabulos & epithetos foras dissa limba non dissonantes da sa insoro, tale qui usadas & exercitadas in sas iscrituras sunt venidas in tanta sublimitade & perfezione arricchida s'una cun s'atera qui in pius finesa non podent pervenner, comente veros testimongios nos dimostrand sos iscrittos dessos eccellentes & famosos Poetas Italianos & Spagnolos.

Das Sardische ist im Vergleich mit diesen Kultursprachen noch roh und ungeschliffen. Es könnte jetzt, das heißt am Ende des 16. Jahrhunderts, schon so weit sein wie die anderen, wenn die „Vorfahren“ sich frühzeitig um seine Kultivierung gekümmert hätten. Araolla bedauert, daß er das Werk der Sprachbereicherung praktisch aus dem Nichts heraus beginnen muß:

Et si benes sa nostra siat de cuddas pius angusta, agiuada & favorida da sas ateras hit como esser abundante & ricca à tempos nostros, si sos antipassados diligentes & curiosos esserent istados in cultivarella, essende in su regnu sempre vissidos sutiles & e elevados ingegnors in ogni professione. Mas comente sos pagos si desint à ischrier in limbis foristeras, qui fuit a tempos passados, & qui corrimos dare lughe assu Sole, per esser da sos naturales alzada in su colmu restait sa nostra impolida & ruggia, havende materia de accreschirela, & pulirela in ischrier sos successos antigos dessu Regnu; dessos quales pro sa negligencia insoro non si'nde agatat testimoniale alguno auctenticu.

So unternimmt er es, hier einzugreifen, damit künftige Generationen an seine Leistung anknüpfen und darauf aufbauen können. Der Be-

grenztheit seiner eigenen Kräfte ist er sich wohl bewußt und wünscht sich Nachfolger, die das angefangene Werk mit frischem Mut weiterführen:

Mi so forzadu pero cun su pagu donu qui sa natura mi hat dadu, redugher in Ottava rima in limba nostra Sarda, Sa Vida, Martiriu, & Morte dessos gloriosos Martires Gavinu, Brothu, & Gianuare; pr'esser su pius heroycu Poema conveniente assa materia dessu suggestu qui si trattat, quirchende sempre fuire sa larghesa de cudda cun affinarela, & arricchirela de robas non disconvenientes issa, à megius qui happo potidu, pro qui sos venidores cun pius animu potant satisfagher assos mancamentos, & faltas dessos passados qui tanta injuria assa materna limba fetint; servendelis custos sudores mios per primos instruhimentos à simigiansa dessa cuna assos qui nasquint; pro qui da cuddos cun discursu de tempus a pius maiores ascender potant.